

Normative Praxis: konstitutions- und konstruktionsanalytische Grundlagen

bilden, das von allen Gesellschaftsmitgliedern geteilt wird und ebenso den Verlauf wie den Sinn und die Legitimation von Handlungen steuere. Alfred Schütz kontierte diese Auffassung von Parsons zu »normativen Werten« bekannterweise mit dem Hinweis, es gebe keine Norm, die nicht in Bestandteile oder Mittel zerlegt und auch Gegenstand der subjektiven Wahl zwischen Realisieren oder Verwerfen werden kann (Schütz & Parsons 1977: 47). Ebenfalls im Gegensatz zu Parsons Annahme, dass Gesellschaft auf Normativität gründet, und nun mit Blick auf die sozio-historische Dimension, führt Theodor Geiger (1987) die These des Funktionsverlustes der universalen Moral an, wonach moderne, hochdifferenzierte Gesellschaften gerade das Auseinander-treten divergierender Gruppen- und Sondernormen verkraften müssen (vgl. Bergmann & Luckmann 1999: 33). Wenn dies zutrifft, kann sich eine moderne Gesellschaft freilich nicht auf einer streng eindimensionalen »Generalmoral« gründen, obwohl normative gesellschaftliche Faktoren, wenn sie effektiv funktionieren, eine relativ spontane soziale Ordnung garantieren.

An die Stelle der Moral treten nunmehr sowohl das Recht im Zuge einer zunehmenden Verrechtlichung der normativen Ordnung als auch die Verstaatlichung von Sicherheit (etwa der Versorgungsleistungen, Polizei u. v. m.). Diejenigen Teile traditioneller Moral, die nach der Auflösung eines allgemein verpflichtenden und zugleich verhaltensspezifischen moralischen Systems weiterhin verbindlich sind, werden unterdessen als positives Recht ausformuliert (vgl. Luckmann 1999: 40). Zahlreiche Formen *intermediärer Bewertung* der gesellschaftlichen Probleme kommen nun auch besser in den Blick, obwohl sie vermutlich stets vorhanden waren: So werden etwa Technik und Wissenschaft hinsichtlich ihrer nützlichen und riskanten Potentiale mit Hilfe von Experten-Ethikräten und regierungsnahen Instituten zur Technikfolgen-abschätzung, mit akademischer bioethischer Begleitforschung, NGOs und informal organisierten Bürgerinitiativen bewertet. Die Frage ist, wie normative Ordnungsgefüge angesichts der vielfältigen funktionalen und praktischen, sinnhaften und wertmäßigen Schismen wirksam bleiben.

Zwei grundlegende Bezugspunkte soziologischen Denkens werden im Folgenden in Beziehung zueinander gesetzt: Wissen und Normativität. Den Ausgangspunkt bildet die Standard-Annahme der neueren Wissenssoziologie, dass Sozialität und die gesellschaftliche Ordnung aus der Verklammerung der kognitiven und der sozialen Dimension heraus konstituiert sind, sowie dass die normativen Deutungen der sozialen Wirklichkeit den rein kognitiven zwar auf dem Fuße folgen, für sich genommen jedoch nicht vollfundamental sind. Mit Blick auf das Entstehen, Handhaben und Wirken von Normativität in sozialen Prozessen schlage ich vor, direkt an George Herbert Meads und Hans Joas' Überlegungen zur symbolisch-interaktionalen Entstehung der Werte (Abschnitt 1), an Thomas Luckmanns Studien zur intersubjektiven Konstitution von Moral (Abschnitt 2) sowie Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns Theorie der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit (und implizit auch von Normativität) anzuschließen (Abschnitt 3), um diese Stränge schließlich auf sämtliche Formen von Normativität hin zu verallgemeinern. Das Beispiel der »intermediären Bewertung« in Form des Phänomens der »Linie« in der richterlichen Rechtspraxis illustriert schließlich den Begriff der »Plastizität des Normativen« (Abschnitt 4).

1. Die Konstitution von Normativität aus der symbolischen Interaktion

Gegen eine passiv-individualistische Erkenntnistheorie, nach welcher der ›Geist‹ lediglich wie ein Gefäß das Wissen ansammelt, wendet sich Mead mit seiner Theorie der Konstitution von Bedeutung. Er betont vielmehr, dass Wissens aus der Kommunikation mit anderen Menschen aktiv gebildet wird. Diese Wendung in der Auffassung vom Funktionieren des Wissens ist ein Schlüssel zur neueren Wissenssoziologie, wie sie später von Berger und Luckmann vorgeschlagen worden ist. Wissen wird nun nicht mehr als eine extern mit den Menschen zu korrelierende ›Einheit‹ konzipiert, sondern Wissen und soziales Handeln werden dergestalt miteinander verknüpft, dass Geistiges und Soziales als zwei Seiten derselben Medaille fassbar werden. Dies beschreibt Hubert Knoblauch (2005: 17) als die Wende von der ›korrelationistischen‹ zur ›integrativen‹ Wissenssoziologie.

Mead (1987) geht davon aus, dass das Handeln als solches zwar kein ethischer Wert ist, ohne Handeln aber das Werten nicht realisiert werden kann (vgl. Joas 1989). Die normative Dimension der Mead'schen Konzeption des Sozialen wird nur verständlich, wenn man die Besonderheiten seiner ethischen Überlegungen einbezieht (ebd.: 120f, 125, vgl. Mead 1987a: 359). Die pragmatistische Ethik Meads versteht sich als Reflexion der praktischen Lösung moralischer Problemsituationen. Indem Mead nun davon ausgeht, dass dem Handelnden in der je konkreten Handlungssituation die Vermittlung von Werten und Gegebenheiten selbst aufgegeben ist, wendet er sich gegen jede präskriptive Ethik und letztlich auch gegen die Annahme einer präskribierten Moral und Rechtsordnung, die selbst als bloß gesetztes Wertsystem auftritt (Joas 1989: 125, 128f). Weiterhin geht Mead davon aus, dass eine moralische Problemsituation im Prinzip eine Krise der ganzen Persönlichkeit darstellt, weil der Einzelne einen Konflikt zwischen bestimmten eigenen Werten und den Werten anderer, also den Werten seiner Interaktionspartner, erfährt. Um eine moralische Problemsituation zu lösen, müssen mitgebrachte Wertvorstellungen, Erwartungen und Impulse reflektiert und bei Einsicht in die Notwendigkeit ihrer Modifikation umstrukturiert werden. Dies bedeutet, mit einer situationsangemessenen, praktikablen moralischen Strategie den Wertkonflikt aufzulösen und die eigene Identität zu reintegrieren. Jede moralische Problemsituation verändert also die Identität des Handelnden und den gesellschaftlichen Wertzusammenhang. Die Sprache regelt dabei die gesellschaftlich zulässigen symbolischen Ausdrucksformen und deren Bedeutung, repräsentiert mehr noch das Gesamtinventar an sozialen Werten, Normen, Rollen und Institutionen der vergesellschafteten Handelnden (ebd.: 131–133). Meads Normativitätskonzept fußt, so Joas, *erstens* auf einer anthropologisch fundierten Theorie menschlichen Handelns und Kommunizierens, die *zweitens* universelle Strukturen des menschlichen Handelns voraussetzt, *drittens* damit einen universellen Bedarf an normativer Regulation menschlicher Kooperation und Fürsorge verbindet und *viertens* davon ausgeht, dass in diesen universellen Strukturen typische Funktionsstörungen angelegt sind, aus denen sich ein Regelungsbedarf ergibt (Joas 1999: 265).

Symbolisch vermittelte Interaktion ist für Mead die charakteristisch menschliche Form des Sozialverhaltens. Es liegt in seiner Grundstruktur vor, wenn ein Akteur auf das Handeln anderer Akteure reagiert (Mead 1987b: 313). ›Institutionen‹ nennt Mead solche Haltungen, die den Handelnden in einer bestimmten Situation gemeinsam seien (Mead 2002: 308). Institutionalisierung setzt durchaus kein gleichförmiges Verhalten aller Interaktionsteilnehmer voraus, sondern verträgt sich auch mit Verhalten, das auf Grund von Rollen differenziert ist. Im Zuge der Sozialisation verinnerlicht der Mensch die Rollen und Haltungen seiner Gruppe und richtet sein Verhalten an ihren Erwartungen aus, um als Mitglied der Gesellschaft gelten und mittun zu können. Indem der Handelnde die Einstellungen der anderen (generalisierten) Gesellschaftsmitglieder und an der Interaktionssituation Beteiligten einnimmt, orientiert er sein Handlungsziel an diesen Gruppeneinstellungen und lässt es zu, dass dieses gesellschaftlich vermittelte Objekt seines Handelns sein Tun zwar nicht vollständig determiniert, aber doch zu

einem hohen Grad steuert und kontrolliert (vgl. Mead 1987b: 324f). Sein Verhalten steht damit unter ›sozialer Kontrolle‹ in dem Maße, wie Handelnde die Einstellungen der an gemeinsamen Aktivitäten Beteiligten übernehmen. Denn die Orientierung an den verfestigten Erwartungen im Handeln heißt, auf die moralischen Maßstäbe der eigenen Gesellschaft Bezug zu nehmen (Mead 2002: 317, 1987b: 323ff). Mead stellt gerade auch an der Institution des Rechts (seinerzeit z. B. auf den Ständigen Internationalen Gerichtshof und den Völkerbund verweisend), aber im Grunde für alle Institutionen, fest, dass hierdurch über Individuen, die in ihnen die nachhaltige Organisation ihrer eigenen sozialen Reaktionen wiederfinden, Kontrolle ausgeübt wird (Mead 1987b: 326).

Mead macht greifbar, wie Normen in zwischenmenschlichen Interaktionen »mit hineinspielen«, indem er die Identität von Individuen über Hirnfunktionen, Gebärdenaustausch, Sprache, Handeln sowie die Herausbildung und Wirkung von sozialen Institutionen in Rechnung stellt. Er folgt damit John Deweys (1994) Ansatz, alles moralische Verhalten als *soziales* Verhalten aufzufassen und keine abstrakten Wertmaßstäbe anzunehmen, außer jenen, die als Werte im Verlauf einer aktuellen Handlung auftreten. Recht (und andere Formen des Normativen) werden aus ihrer Realität im Handeln heraus betrachtet, nicht nur als in der Gesellschaft einfach schon immer bestehende Strukturen (vgl. Mead 1987c: 352). Moral und Recht sind hier als *Handlungsprobleme* entziffert. So »verflüssigt« Mead die relativ statische Sozialstruktur ›Recht‹, wie sie bei Durkheim konzipiert ist, und trifft sich mit Webers handlungstheoretischem Ansatz. Mead verweist aber deutlicher als Weber (1982, 1980) auf die tiefer angesiedelten, im subjektiven Bewusstsein sich abspielenden Prozesse der Konstitution des Normativen, ohne dass er analytisch klar die Sozial- und die Bewusstseinsdimension umreißen würde (vgl. Stegmaier 2007).

Hans Joas fragt im Anschluss an Mead, woher der Sinn der Handelnden für ›das Rechte‹ und ›das Gute‹ – also für Normen und Werte – kommt (1999: 254). Mit den universellen Fähigkeiten zur Verwendung signifikanter Symbole in der Kommunikation und zur Übernahme sozialer Rollen sind die basalen Voraussetzungen für die Bewältigung von Störungen der intersubjektiven Wertordnung zwar gegeben: Sofern Normen und Werte oder deren ›Anwendung‹ einem Rechtfertigungsdiskurs unterzogen werden, sind sie im Prinzip von der existentiellen Perspektive des Handelnden separiert. In der Akteursperspektive hingegen geht es nicht zuvörderst um die Rechtfertigung. Vielmehr müssen Akteure das Gute bzw. das Rechte in der jeweiligen Handlungssituation spezifizieren. Joas weist besonders darauf hin, dass wir zwar bestimmte Vorstellungen des ›Guten‹ oder des ›Rechten‹ präferieren mögen, allerdings nie über ein absolut sicheres Wissen darüber verfügen, worin dieses besteht und was wir mit Blick darauf zu tun haben. Wir wissen demnach auch nicht, welche Folgen und Nebenfolgen wir mitproduzieren, wenn wir etwas beurteilen; ob uns die Realisierung unseres Urteils auch tatsächlich gelingt oder ob wir unter Revisionsdruck geraten. Ein klarer und finaler Abschluss der Bemühungen um situative Spezifikation der normativen Kriterien ist keineswegs vorstellbar, da die Situationen unseres Handelns zumindest in Teilaspekten stets neu sind und damit die Suche nach Gewissheit nie zur Ruhe kommt (ebd.: 267).

Zwar kann man, so Joas (ebd.: 267f), sehr allgemeine Normen aufstellen und sie sehr abstrakt rechtfertigen. Aber solch ein Diskurs über die Gewissheit lässt nie gänzlich aus Handlungssituationen herauslösen, denn auch der Diskurs stellt letztlich eine existentielle Handlungssituation dar, in der nicht immer alle Faktoren stabil gehalten werden können. In der Konkretion der Handlungssituation erreichen wir, konzediert Joas, zwar durchaus nicht selten ein subjektives Gewissheitsgefühl, dass unsere normative Einschätzung korrekt ist; intersubjektiv aber lediglich Plausibilität. Im Blick zurück auf unser Handeln können wir mehr über die Angemessenheit unseres Handelns entdecken. Doch zu einem endgültigen und gewissen Urteil kommen wir auch so nicht, weil die Zukunft weitere Handlungsfolgen und Gesichtspunkte zeitigen wird, die unsere Einschätzung wieder gefährden.

2. Normativitätskonstitution durch subjektive Wertungskognition

Schütz teilt mit Mead nicht nur die Abwendung von präskriptiv angenommenen Ethiken, Moralen und Rechtsordnungen als verdinglichten Sozialphänomenen. Dazu gehört in logischer Konsequenz auch die Position, dass eine ethische, moralische oder rechtliche Ordnung dem Wissen und Handeln (als Verfolgen von Zielen mit Mitteln) nicht vorgängig sein kann, sondern aus dem problembezogenen Handeln in der Welt resultiert. Normativität, so Schütz (1977: 51) in der Debatte mit Parsons, biete nur zeitweilig Orientierung – unterliegen Motive, Interessen, Aufmerksamkeit und Relevanzen doch einem kontinuierlichen Wandel. Sowohl bei Mead als auch bei Schütz finden wir demnach Theorieansätze, die (etwa entgegen der strukturfunktionalistischen Handlungstheorie von Parsons und dessen Betonung der Formung des Individuums durch gesellschaftliche Symbole und Normen) den Kreativitätsanteil der Handelnden bei der Genese und Veränderung von Symbolen und Normen gebührende Beachtung zollen.

Wie können wir nun der Genese normativen Wissens auf die Spur kommen und zugleich auch dem Wechselverhältnis der Sozial- und der Bewusstseinsdimension des Normativen in der sozialen Praxis gerecht werden? Während Joas die unterschiedlichen Linien pragmatistischer Theorien zur kontingenten Wertentstehung und zum Universalismus in der Moral konsequent integriert (Joas 1999) und die Kreativität des Handelns (vgl. Joas 1992, 1999: 270) sehr treffend betont, vermittelt Luckmann (2000, 1998, 1987) ebenso konsequent einerseits zwischen der phänomenologischen und andererseits der soziologischen Dimension der Entstehung und des Wandels von Normativität: Luckmann setzt *erstens* bei der intersubjektiven *Konstitution* von Moral an, *zweitens* bei der kommunikativen *Konstruktion* und institutionellen Vermittlung von Moral und anderer Formen von Normativität.

Zum ersten Komplex, der Moralkonstitution aus dem intersubjektiv verständlichen Handeln, stellt Luckmann fest, dass der Kern der sozialen Wirklichkeit eine moralische Ordnung ist (2000: 115). Er vertritt die Vorstellung einer universalen Proto-Moral als einer intersubjektiven Struktur wechselseitiger Verpflichtungen, die im Zuge von sozialen Interaktionen gebildet werden (ebd.: 118). Die Proto-Moral ist jenes universale Strukturelement der Lebenswelt, das in der historischen gesellschaftlichen Konstruktion, Aufrechterhaltung und Vermittlung von moralischen Codes vorausgesetzt ist (Bergmann & Luckmann 1999: 27). Damit kann man die bewusstseinskonstitutiven Voraussetzungen für kommunikative Vorgänge und den Aufbau von Durchsetzungsapparaten angeben, die dem gesellschaftlichen Aufbau und der Aufrechterhaltung historischer ›Moralen‹ dienen. Die ›Proto-Moral‹ als universale Grundlage der sozio-historischen Moral ist zu denken als ein Geflecht intersubjektiver Verpflichtungen, die sich auf den Vollzug oder die Unterlassung ›guter‹ Handlungen beziehen. Gesellschaftlich etablierte sittliche Ordnungen in geschichtlichen Welten setzen die Grundannahme durch, dass menschliche Wesen für ihre Handlungen verantwortlich sind, indem sie sie für ihre Handlungen tatsächlich verantwortlich machen (Luckmann 2000: 137f). So wird trotz fundamentaler Platzierung der ›Proto-Moral‹ bereits in der Konstitution des Bewusstseins der Vorstellung einer universalen materialen Moral entgegen getreten – so wie auch schon Mead jegliche Idee einer präskriptiven Ethik ablehnte.

Die ›Proto-Moral‹ dient dazu, Handlungen anderer Akteure nach übersituativen Kriterien zu bewerten. Als allgemeine Voraussetzungen der Konstitution von ›Proto-Moral‹ in den Grundschichten von Erfahrung und Handeln sind die Bewertungen und ihre sedimentierten Ergebnisse, die Werte, anzuführen. Dabei, betont Luckmann, ist es in diesen konstitutionellen Schichten noch egal, ob es sich im Endeffekt dann etwa um spezifisch moralische, sittliche, wirtschaftliche, ästhetische oder rechtliche Werte und Urteile handelt, die als Bestandteile des subjektiven Sinns von Handlungen und der im Handeln vorausgesetzten Erfahrungen fungieren. Etwas mit einem Wert zu versehen bedeutet, es in Bezugnahme auf ein Vergleichskriterium, das aktuell im Interesse des handelnden und denkenden Akteurs liegt, relevanter einzuschätzen als etwas anderes. Akte des Bewertens und des Wählens sind im Entscheiden und

Urteilen zu einer Kette verknüpft, so dass der Akt der Bewertung zu einer Wahl führt. Zufriedenstellend oder enttäuschend ausgefallene Bewertungen sind erinnerlich und stehen als Relevanzkriterien bzw. als ›Wertwissen‹ über die Rangordnung früherer Handlungsentscheidungen für aktuelle Wahlprobleme zur Verfügung (ebd.: 121–123, vgl. Schütz & Parsons 1977: 51).

Wenn wir ›etwas bewerten‹, dann ist die Bewertung dadurch möglich, dass dieses Etwas zuvor aus einem einheitlichen Zusammenhang heraus unterschieden werden konnte. Man kann sich diese beiden Schritte folgendermaßen vorstellen: einerseits als die ›identifizierende Differenzierung‹ von Elementen aus einem Zusammenhang heraus, wobei die Elemente hierdurch erst in ihrer Unterschiedlichkeit geordnet und »markiert« werden; andererseits als die ›valuierende Differenzierung‹, wodurch dann die Elemente in ihrem Rang (Wichtigkeit, Trefflichkeit, Verbindlichkeit, Schönheit etc.) geordnet und »markiert« werden. Erstes ist die rein kognitive Ordnungs- und Orientierungsleistung, zweites die darauf aufbauende kognitiv-normative Leistung. Werte können folgerichtig als Kriterien definiert werden, auf Grundlage derer Handlungsentscheidungen getroffen werden, die sowohl aktuell anstehenden Wahlentscheidungen als auch rückwirkenden Rechtfertigungen dienen.

Kommen wir zu den *spezifischen* Voraussetzungen der Moralkonstitution. Diese leitet Luckmann aus der engen Verknüpftheit von Moral und persönlicher Identität ab. Unter ›Proto-Identität‹ versteht er eine intersubjektiv konstituierte *subjektive* Struktur, für welche die Gegenwart eines alter ego in der Reichweite des ego bereits nur als Beobachter erforderlich ist. Unter ›Proto-Moral‹ versteht er hingegen eine intersubjektiv konstituierte *intersubjektive* Struktur, zu deren Konstitution ein bloß beobachtendes alter ego nicht mehr ausreicht, denn sie enthält (als Antwort von alter ego auf eine Handlung von ego) mehr als lediglich eine parallele Bewertung der Handlung des ego und der Werte, die ego in seiner Entscheidung für dieses Handlungsprojekt zugeschrieben werden. Beide Elemente – Proto-Identität und Proto-Moral – hängen indes zusammen. Die ursprünglich eigenen Wertungen von Handlungen von ego werden in den Wertungen von alter ego wie durch eine dazwischen gefügte Optik sozusagen »gebrochen«.

Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung fungieren als bestimmendes Element intersubjektiver Wertungen. In der wechselseitigen Typisierung der Handlung als einer von beiden Akteuren zum Beispiel positiv bewerteten Handlung aus der Wiederholung der Interaktion heraus liegt der Anfang einer Objektivierung von Bewertungen. Zur einfachen intersubjektiven Erwartung an die Handlungsweise unter typischen Bedingungen tritt ein zunächst auf einen Handlungstypus bezogenes Geflecht von intersubjektiven Verpflichtungen hinzu, im Rahmen derer man für seine Handlungen verantwortlich gehalten wird. In der Folge von aneinander anschließenden Interaktionen mit typischen Bewertungen kommt es zur Herausbildung einer intersubjektiven Hierarchie der Bewertung von Handlungen. Durch Involvierung weiterer ›alter egos‹ entsteht dann eine gesellschaftlich objektiviert und durchsetzbare Struktur von Erwartungen und Verpflichtungen (Luckmann 2000: 135–137).

So sind wir am Übergang von der Bewusstseinsdimension und Subjektivität zur Intersubjektivität und Gesellschaftlichkeit angekommen. Die Bedeutung der *Konstitutions-* neben der *Konstruktions-*dimension liegt in der intimen Verbundenheit von proto- und sozio-normativen Wertungen. Nicht alle, wahrscheinlich sogar nur die Minderzahl der Akte beispielsweise richterlicher »Entscheidungsprozesse« sind bewusst erlebte und logisch strukturierte Akte. Als solche sind sie vom Handelnden zwar irgendwie noch erfahrbare und in Teilen beschreibbar. Wir erkennen aber durch diese Rückbesinnung auf die phänomenologischen Fundamente des Bewertens, wie das Verhältnis von Moral und persönlicher Identität, so etwa auch von Rechtsarbeit und persönlichem Arbeitsstil, ein Problem der Sozialisationstheorie (Wie wird Moral verinnerlicht?) und ein Problem der Soziologie sittlicher Ordnung und Institutionen (Wie werden diese historisch aufgebaut und aufrechterhalten?) ist (vgl. Luckmann 2000: 126), das man mit Blick aufs Handeln in Institutionen sowohl institutionengeschichtlich als auch in der jeweiligen institutionellen Situiertheit der fraglichen normativen Praxis beantworten muss.

3. Normativität als soziale Konstruktion

Als Grundfragestellung der Neueren Wissenssoziologie geben Peter L. Berger und Thomas Luckmann an: »Wie ist es möglich, dass subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird?« (1969: 20). Mit dieser Frage einher geht die Überlegung, dass die Relation von »Wissen« und »Handeln« bzw. von »Wissen« und »Sozialität«, nicht jedoch normative Systeme, als Startlinie für die besagte Problemstellung aufzufassen sind.

Die kognitive Ordnung des Normativen – nunmehr im Bereich des Sozialen, nicht mehr allein des Bewusstseins – entsteht im Sinne dieser Theorie im Wechselwirkungsprozess aus Typisierung, Habitualisierung, Institutionalisierung, Legitimation und Sozialisation. Immer wieder aufs Neue werden im Vollzug der Praxis u. a. auch normative Konstrukte externalisiert, objektiviert und wiederum internalisiert. *Typisierungs*prozesse dienen dazu, in der Alltagswelt andere Akteure zu erfassen und zu »behandeln« (Berger & Luckmann 1969: 33). Typen sind kognitive Schablonen: die Individualität überschreitende Abstraktionen von Einzelercheinungen, wodurch es möglich wird, die gesellschaftliche Wirklichkeit als ein kohärentes und dynamisches Gebilde wahrzunehmen. Entstehen, Bestand und Überlieferung einer Gesellschaftsordnung wird durch *Institutionalisierung* bewerkstelligt (ebd.: 56ff). Jeder Institutionalisierung gehen *Habitualisierungs*prozesse voraus: Menschen handeln, interagieren. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden *als* Modell aufgefasst wird. Sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden, findet Institutionalisierung statt. Damit ist die wechselseitige Typisierung von Handlungen das Ergebnis einer gemeinsamen Geschichte.

Berger und Luckmann gehen davon aus, dass Vorgänge der Habitualisierung oder beginnenden Institutionalisierung vor sich gehen können, ohne als gesellschaftliche Phänomene funktional oder logisch integriert zu sein. Die institutionale Ordnung ist als expansiv anzusehen, aber nicht unumkehrbar. Man kann also konstatieren, dass schon durch die bloße Tatsache ihres Vorhandenseins Institutionen menschliches Verhalten unter Kontrolle halten. Institutionen stellen Muster auf, welche das Verhalten in eine Richtung lenken, ohne »Rücksicht« auf jene Richtungen zu nehmen, die auch noch theoretisch möglich wären, und zwar noch unabhängig von Zwangsmaßnahmen. Was wechselseitig typisiert wird, kann je nach Situation verschieden sein; in jedem Fall geschieht dies aber im Rahmen der Kommunikation der Beteiligten.

Die Institutionalisierung vollendet sich darin, dass die institutionalisierte Welt weitergereicht wird. Durch Weitergabe der gemeinsam praktizierten Habitualisierungen und Typisierungen werden diese zu historischen Institutionen und gewinnen Objektivität. Institutionen sind nun etwas, das seine eigene Wirklichkeit hat – eine Wirklichkeit, die dem Menschen als äußeres, zwingendes Faktum gegenübersteht. Eine institutionale Welt wird nunmehr als objektive Wirklichkeit erlebt. Hierin erkennen Berger und Luckmann ein Paradox: Der Mensch produziert eine Welt und erlebt bzw. erfährt sie dann nicht mehr als menschliches Produkt. Dieser Umstand resultiert aus dem dialektischen Prozess von Externalisierung (Gesellschaft als menschliches Produkt), Objektivation (Gesellschaft als objektivierte, also hergestellte »objektive« Wirklichkeit) und Internalisierung (Mensch als gesellschaftliches Produkt).

Hinzu tritt die *Legitimierung*, denn eine sich ausdehnende institutionale Ordnung muss ein ihr entsprechendes Dach aus Legitimationen erhalten, das sich in Form kognitiver und normativer Interpretationen schützend über sie breitet (ebd.: 66, 98ff). Legitimation, so formulieren Berger und Luckmann, »erkläre« die institutionelle Ordnung dadurch, dass sie ihrem objektivierten Sinn kognitive Gültigkeit zuschreibe. Sie rechtfertige die institutionale Ordnung, indem sie ihren pragmatischen Imperativen die »Würde des Normativen« verleihe. Man kann sich das hier vertretene Verhältnis des Normativen und des Kognitiven an einem Beispiel vergegenwärtigen, das Berger und Luckmann (ebd.: 102) geben: Eine Verwandtschaftsstruktur wer-

de nicht nur durch die Moral ihrer Inzesttabus legitimiert. Zuerst müsse Wissen von den Rollen vorhanden sein, die ›rechtes‹ oder ›unrechtes‹ Handeln im Rahmen der Gesamtstruktur bestimmen. Legitimation sage dem Einzelnen nicht nur, warum er eine Handlung ausführen *soll* und andere nicht ausführen darf. Sie sage ihm auch, warum die Dinge sind, *was* sie sind. Bei der Legitimierung von Institutionen gehe das Wissen also den Werten voraus. Dass Legitimation sowohl eine kognitive als auch eine normative Seite hat, darf folglich nicht außer Acht gelassen werden. Legitimierung ist keineswegs einfach eine Frage der *Werte* und der Bewertung, sondern setzt stets auch *Wissen* (u. a. das Wissen von Werten und Normen) voraus. So gilt es jeweils *empirisch* zu untersuchen, in welchen konkreten Formen und Vermengungen Moral, Ethik, Recht und so fort als soziale Praxen vorliegt, von beginnender Legitimation über explizite Legitimationstheorien, die einen institutionalen Ausschnitt an Hand eines differenzierten Wissensbestandes rechtfertigen, bis hin zu weitreichenden symbolischen Sinnwelten als *Matrix* aller gesellschaftlich objektivierten und subjektiv wirklichen Sinnhaftigkeit (vgl. ebd.: 100ff).

Sozialisierung ist wiederum die Internalisierung der Wirklichkeit innerhalb einer spezifischen Gesellschaftsstruktur (ebd.: 139ff). *Internalisierung* bedeutet das unmittelbare Erfassen und Auslegen eines objektiven Vorgangs oder Ereignisses, das Sinn zum Ausdruck bringt. Sie ist eine ›Offenbarung‹ subjektiv sinnhafter Vorgänge bei alter ego, welche auf diese Weise für ego subjektiv sinnhaft werden. Internalisierung bildet das Fundament sowohl für das Verständnis unserer Mitmenschen als auch für das Erfassen der Welt als einer sinnhaften und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Dieses Erfassen ist keine Leistung isolierter Individuen in autonomen Sinnsetzungen, sondern von Subjekten, die eine Welt gewissermaßen ›übernehmen‹, in der andere schon leben. Als Sprache und mittels Sprache werden die institutionell festgesetzten Begründungs- und Auslegungszusammenhänge internalisiert. Sozialisation ist so gesehen weder je total noch je zu Ende.

Im Zuge der *primären* Sozialisation werden die frühen Grundlagen des Verständnisses sozialer Normen überhaupt gelegt: Regelwissen wird über den Ablauf, Austausch und die Gestaltung sozialer Interaktionen erworben und entwickelt. Wie stark ausgeprägt das implizite Regelwissen und die Fertigkeiten des Verstehens und der Auslegung sind, richtet sich Berger und Luckmann zufolge nach den konkreten Sozialisationsbedingungen der Individuen. Die *sekundäre* Sozialisation umfasst die Internalisierung institutionaler oder in Institutionalisierung gegründeter ›Subwelten‹ und ist insofern von besonderer Bedeutung, da durch sie in nachkindlichen Lebensaltern rollenspezifisches (z. B. gerade berufliches) Wissen erworben wird: gesellschaftlich verteiltes Wissen, das als Ergebnis von Arbeitsteiligkeit (direkt oder indirekt) entsteht, institutionalisiert wird und letztlich Spezialwissen ist (Berger & Luckmann 1969: 148f).

Das gerichtliche Noviziat etwa, in Form des ›Referendariats‹ vor dem Zweiten Staatsexamen und in Form der ›Probezeit‹ von neu angestellten Richtern als ›Gerichtsassessoren‹, dient zur ritualisierten und institutionalisierten Übernahme der zu internalisierenden Wirklichkeit. Ausbilder und Dienstvorgesetzte nehmen gegenüber der zu sozialisierenden Person die Rolle und Funktion signifikanter Anderer ein (vgl. ebd.: 155). In der Entwicklung von beruflichen bzw. professionellen Rollen und damit verbundenen Wissensbeständen differenzieren sich derartige Sonderwissensbestände dann in Spezialisten- und Expertenwissen aus.

Betrachtet man dieses Modell der empirischen Realisationsbedingungen für praktische Normativität, so treten grundsätzliche Wissensprobleme in allen drei Zeitdimensionen vor Augen: wissen zu müssen, worin die normativen Maßstäbe einer Gruppe oder Gesellschaft für ein typisches Problem früher bestanden haben; wissen zu müssen, wie man jetzt in der konkreten Handlungssituation ›das Richtige‹ tun und erreichen kann; schließlich wissen zu müssen, inwieweit der eingeschlagene Weg auch weiterhin trägt. Dieses praktische, situative Wissen-müssen ist dabei immer mit der Anfechtung der Ungewissheit, des Nicht-wissen-könnens verbunden. Mit Mead und Joas und weitergedacht mit Berger und Luckmann (1969) sowie Anselm Strauss (1993: 245ff) – der mit der Kurzformel von ›processual ordering‹ aus pragmatistisch-interaktionistischer Sicht zum analogen Ergebnis kommt wie Berger und Luckmann –

ist soweit erkennbar, dass in einer handlungsbezogenen Perspektive die normative Ordnung (jedweder Reichweite) stets eine prekäre und vorübergehende ist, die im Zuge interaktionaler Aushandlungsprozesse fortlaufend produziert, reproduziert und modifiziert werden muss. In diesem Zusammenhang kann – mit Verweis auf Martin Endreß in diesem Band – nur angemerkt werden, dass Berger und Luckmann natürlich auch zahlreiche explizite Hinweise geben für relevante Aspekte der Macht, Herrschaft, Disziplinierung und Sanktionierung, die durch Institutionalisierung, Legitimierung und Sozialisierung zustande kommen, aber auch nicht statisch zu sehen sind.

4. Intermediäre Bewertung

Der besondere »Dreh« der handlungstheoretischen Konzeption von Normativität in soziologischen Theorien sinnhaften Handelns ist es, eingedenk der prinzipiell verbundenen Kognito- und Soziogenese von Normativität aus dem bewährten und wechselseitig zwischen Akteuren beobachteten und erwarteten Verhalten heraus die Dualität zum einen des *Übernehmens* und des *enacting* von Normen, zum anderen die Dualität des *Zugriffs* auf bestehende Normen und der *Modifikation* von bestehenden Normen durch den Zugriff ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. So sind wir gerade für die Analyse der Rechtspraxis, der Praxis ethischer Beratung und Prüfung in Medizin und Wissenschaft und genauso gut für die Analyse der trivialsten Kommunikationssituationen des Alltags bestens grundbegrifflich eingerichtet. Denn es besteht nicht mehr die Gefahr, Normativität mit normativen Begriffen zu beobachten und zu beschreiben, sondern mit Begriffen der (subjektiven, intersubjektiven und sozialen) Kognition und auf Strukturen der Bewusstseins- und Wissensordnung zu beziehen. Hierzu abschließend ein Beispiel für einen besonders formbaren Typ von Normen aus der aktuellen Rechtspraxisforschung (Stegmaier 2008).

Wenn wir davon ausgehen, dass es keine allumfassende Moral mehr gibt und Bewertungsformen wie etwa Recht und Ethik je nach Verwendungskontext relativ stark ausdifferenziert sind, dann muss man sich ansehen, wie eigentlich zwischen all diesen Teilnormativitäten vermittelt wird und welche tragende Rolle der jeweilige Kontext für einen Bewertungsakt hat. In der richterlichen Rechtspraxis, wie überall sonst auch, sind Formen *intermediärer Bewertung* zu erkennen: als Vermittlungs- oder Zwischenformen von sehr lokalen und weitreichenden Normen. Intermediäre Normativität dient gleichwohl der Vermittlung zwischen Bereichen unterschiedlicher normativer Ordnung. Luckmann spricht von »intermediären Institutionen« und meint damit Sinnproduktionsstätten, die in der Polyphonie der gesellschaftlich ausdifferenzierten Teilmoralen zwischen großen, anonymen, komplexen, mit dem Staat, dem Recht und der Wirtschaft in Verbindung gebrachten Institutionen einerseits und kleinen Lebenswelten einzelner Individuen und kleiner Gruppen andererseits vermitteln (vgl. Luckmann 1998: 34ff).

Im Gerichtskontext ist der Gebrauch von »Linien« zu beobachten, der flexibler angelegt ist als der Gebrauch von bereits approbierten Rechtsvorschriften. Eine Linie bezieht sich wie andere Normen auf Falltypen, mehr als andere Normen aber auch auf den lokalen Fallbearbeitungskontext, und sie entfaltet nur hier eine begrenzte Regelungskraft. Für diese Falltypen und -kontexte erlangt sie Bedeutung, wenn sich in ihr lokale Gewohnheiten, Relevanzen, Plausibilitäten und Bewährung beim Gebrauch von Normen herauskristallisieren und dabei helfen, die Handhabung eines Falls grundständig (aber nicht absolut) auszurichten. Linien sind stärker im Fluss als Rechtsnormen aus dem Gesetz- und Kommentarbuch: Sie werden viel eher von Fall zu Fall fortgeschrieben, womit sie die Fortentwicklungsarbeit der robusteren Rechtsnormen gewissermaßen »austragen«. Linien sind *normative Typologien* bezogen auf Fallkonstellationen. Sie sind wie Spannungsbögen zwischen der herrschenden Meinung (»h. M.«, wie man dies in der Jurisprudenz abkürzt) im Gesamtfeld der Jurisprudenz und der »eigenen Meinung« der Richter angesiedelt und sollen zur Überbrückung der Differenz verhelfen. Darunter fallen die

unterschiedlich mächtigen und in verschiedener Reichweite wirksamen, aus der mehr oder weniger institutionalisierten Praxis gewonnenen Konventionen bezüglich etwa des eigenen Personalstils, Dezernats, Spruchkörpers, Gerichts, Rechtsbereichs, Bundeslandes. Linien werden herangezogen oder weggelassen, je nach Bedarf. Linien kommen in den Rechtsgesprächen und Urteilen hörbar zum Ausdruck kommen und werden damit insbesondere von erfahrenen und über die Linien orientierten Anwälten erkannt und mit Blick auf ein bestimmtes Gericht antizipiert.

Wie »Probiernormen«, wie explorative Normierungsangebote wirken Linien. Sie können sich bewähren oder scheitern, erweitert oder ersetzt werden, durch neue Versuche oder altbewährte Normen, in der engeren Fallarbeit genauso wie durch spätere Revisionen durch höhere Gerichte, Debatten in der Jurisprudenz oder schlichte Gegenargumentationen von Anwälten oder Staatsanwälten. Linien bieten Halt, wo der Boden des Normativen (noch) nicht sicher trägt. Sie sind zugleich Ausdruck eines vom konkreten Einzelfall abgelösten Rechtsverständnisses, das mehr auf Überblick über generalisierbare Rechtsprobleme sensibilisiert ist denn auf Schlussfolgerungen im Detail, ohne aber die Lebensnähe ganz aus dem Sichtfeld zu verlieren. Linien heißen vermutlich nicht zufällig »Linien« unter Richtern: In der Begriffswahl könnte das richterliche Wissen um Bedarf und Vorhandensein von noch gar nicht in Gesetze gegossene, aber rechtlich relevante Organisationsformen der normativen Erfahrung liegen.

Die Vorstellung der *Plastizität des Normativen* öffnet erst den Blick für die nicht immer reibungslos und auch von den professionellen Rechtspraktikern oft nicht bewusst erlebte Umformungsarbeit der Normen, der Lebenssachverhalte und deren wechselseitiger Bezüge. Es ist erheblich mehr explorative empirische Forschung als bisher nötig, die weit über die herkömmliche justiz- und rechtssoziologische Forschung hinaus geht und mit der man die in großer Vielfalt existierenden praktischen Formen von Normativität (immer wieder) neu entdecken und verstehen kann.

Literatur

- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1969), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.: Fischer
- Bergmann, Jörg R. & Luckmann, Thomas (Hg. 1999), *Kommunikative Konstruktion von Moral* (2 Bde.). Opladen: Westdeutscher Verlag
- Dewey, John (1994), *The Moral Writings of John Dewey*, hgg. v. J. Gouinlock, Buffalo, N.Y.: Prometheus
- Geiger, Theodor (1987), *Vorstudien zur Soziologie des Rechts*. Berlin: Duncker & Humblot
- Joas, Hans (1999), *Die Entstehung der Werte*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Joas, Hans (1992), *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Joas, Hans (1989), *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G. H. Mead*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Knoblauch, Hubert (2005), *Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK
- Luckmann, Thomas (2000), Die intersubjektive Konstitution von Moral, in: M. Endress & N. Roughley (Hg.), *Anthropologie und Moral. Philosophische und soziologische Perspektiven*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 115–138
- Luckmann, Thomas (1999), Unheilsschilderung, Unheilsprophetie und Ruf zur Umkehr. Zum historischen Wandel moralischer Kommunikation am Beispiel der Weihnachtsansprache eines deutschen Bundespräsidenten, in: A. Honer et al. (Hg.), *Diesseitsreligion. Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur*, Konstanz: UVK, S. 36–57
- Luckmann, Thomas (Hg. 1998), *Moral im Alltag. Sinnvermittlung und moralische Kommunikation in intermediären Institutionen*. Gütersloh: Bertelsmann
- Luckmann, Thomas (1987), Comments on Legitimation, *Current Sociology* 35: 2, S. 109–117
- Mead, George H. (2002), *The Philosophy of the Present*, New York: Prometheus
- Mead, George H. (1987), *Gesammelte Aufsätze* (2 Bde., hgg. von Hans Joas), Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mead, George H. (1987a), Die philosophische Grundlage der Ethik, in ders.: *Gesammelte Aufsätze* (2 Bde., hgg. von Hans Joas). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 347–354

- Mead, George H. (1987b), Die Genesis der Identität und die soziale Kontrolle, in ders.: *Gesammelte Aufsätze* (2 Bde., hgg. von Hans Joas). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 299–328
- Mead, George H. (1987c), Rezension von John Dewey: *Human Nature and Conduct* (New York 1922), in ders.: *Gesammelte Aufsätze* (2 Bde., hgg. von H. Joas). Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 357–370
- Schütz, Alfred & Talcott Parsons (1977), *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Stegmaier, Peter (2007), Wissen und Normativität, in: R. Schützeichel (Hg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Konstanz: UVK, S. 685–698
- Stegmaier, Peter (2008), *Wissen, was Recht ist – Richterliche Rechtsarbeit als soziale Praxis* (in Vorbereitung)
- Strauss, Anselm (1993), *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter
- Weber, Max (1982), Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, in ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (hgg. v. Johannes Winckelmann), Tübingen: Mohr/Siebeck, S. 427–474
- Weber, Max (1980), *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr

Inhalt

Einleitung der Herausgeber

Phänomenologie und Soziologie. Grenzbestimmung eines Verhältnisses	11
--	----

I Theoretische Positionen und Perspektiven

<i>Thomas Luckmann</i>	
Konstitution, Konstruktion: Phänomenologie, Sozialwissenschaft	33
<i>Ilja Srubar</i>	
Die pragmatische Lebenswelttheorie	41
<i>Hans-Georg Soeffner</i>	
Symbolische Präsenz: unmittelbare Vermittlung – zur Wirkung von Symbolen.....	53
<i>Hubert Knoblauch</i>	
Transzendente Subjektivität. Überlegungen zu einer wissenssoziologischen Theorie des Subjekts	65
<i>Jo Reichertz</i>	
Das Ich als Handlung oder das handelnde Ich? Nachdenken über einen lieb gewonnenen Begriff der Phänomenologie	75
<i>Martin Endreß</i>	
Reflexive Wissenssoziologie als Sozialtheorie und Gesellschaftsanalyse. Zur phänomenologisch fundierten Analytik von Vergesellschaftungsprozessen	85
<i>Andreas Göttlich</i>	
Sociologia Perennis? Überlegungen zur Problematik prototheoretischer Aussagen in der Soziologie.....	97
<i>Daniel Šuber</i>	
Phänomenologie/Lebensphilosophie. Zu einem zentralen Kapitel im <i>Streit um die Phänomenologie</i>	109
<i>Joachim Fischer</i>	
Tertiarität. Die Sozialtheorie des »Dritten« als Grundlegung der Kultur- und Sozialwissenschaften.....	121
<i>Ronald Hitzler</i>	
Von der Lebenswelt zu den Erlebnisswelten. Ein phänomenologischer Weg in soziologische Gegenwartsfragen	131
<i>Bernt Schnettler</i>	
Soziologie als Erfahrungswissenschaft. Überlegungen zum Verhältnis von Mundanphänomenologie und Ethnophänomenologie	141
<i>Thomas S. Eberle</i>	
Phänomenologie und Ethnomethodologie.....	151

Armin Nassehi

Phänomenologie und Systemtheorie 163

Rainer Schütze

Transzendente, mundane und operative (systemtheoretische) Phänomenologie 175

II Problemfelder und aktuelle Debatten

Nico Lüdtke

Intersubjektivität bei Schütz – oder: Ist die Frage nach dem Anderen
aus der Phänomenologie entlassen? 187

Jens Bonnemann

Wege der Vermittlung zwischen Faktizität und Freiheit. Zur Methodologie
der Fremderfahrung bei Jean-Paul Sartre 199

Ingo Schulz-Schaeffer

Soziales Handeln, Fremdverstehen und Handlungszuschreibung 211

Gregor Bongaerts

Verhalten, Handeln, Handlung und soziale Praxis 223

Jürgen Raab

Präsenz und mediale Präsentation. Zum Verhältnis von Körper und technischen
Medien aus Perspektive der phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie 233

Michael Kauppert

Wie erschließt sich der Erfahrungsraum? Zur Transformation des
Lebenswelttheorems 243

Joachim Renn

Emergenz – Das soziologische Problem heterogener Ordnungsebenen
und die Zeit der Phänomenologie 253

Peter Stegmaier

Normative Praxis: konstitutions- und konstruktionsanalytische Grundlagen 263

Dirk Tänzler

Repräsentation. Brücke zwischen Phänomenologie und Soziologie des Politischen 273

Thilo Raufer

Politik, Symbolismus und Legitimität. Zum Verhältnis von Konstitutions-
und Konstruktionsanalysen in der empirischen Forschung 283

III Methodische Reflexionen und Analysen

Jochen Dreher

Protosozilogie der Freundschaft. Zur Parallelaktion von phänomenologischer
und sozialwissenschaftlicher Forschung 295

Dariusz Zifonun

Widersprüchliches Wissen. Elemente einer soziologischen Theorie
des Ambivalenzmanagements 307

Tobias Röhl

Symbole des Unfalltodes. Eine mundanphänomenologisch informierte Analyse privater Erinnerungsmale.....	317
---	-----

Sebastian Deterding

Introspektion. Begriffe, Verfahren und Einwände in Psychologie und Kognitionswissenschaft.....	327
---	-----

Michaela Pfadenhauer

Doing Phenomenology: Aufgrund welcher Merkmale bezeichnen wir ein Handeln als »kompetentes Organisieren«?.....	339
---	-----

Margarethe Kusenbach

Mitgehen als Methode. Der »Go-Along« in der phänomenologischen Forschungspraxis	349
--	-----

Thorsten Berndt

Das beobachtende Interview. Zur relevanztheoretischen Rekonstruktion und innovativen Ergänzung qualitativer Interviews.....	359
--	-----

Ronald Kurt

Vom Sinn des Sehens. Phänomenologie und Hermeneutik als Methoden visueller Erkenntnis	369
--	-----

Anne Honer

Verordnete Augen-Blicke. Reflexionen und Anmerkungen zum subjektiven Erleben des medizinisch behandelten Körpers	379
---	-----

Silvana K. Figueroa-Dreher

Musikalisches Improvisieren: Die phänomenologische Handlungstheorie auf dem Prüfstand.....	389
---	-----

Siegfried Saerberg

Das Sirren in der Dschungelnacht – Zeigen durch Sich-wechselseitig-aufeinander-Einstimmen.....	401
---	-----

Autorenangaben.....	411
---------------------	-----

Einleitung der Herausgeber

Phänomenologie und Soziologie

Grenzbestimmung eines Verhältnisses

Einleitung

Die Beziehungen zwischen Phänomenologie und Soziologie sind weder eindeutig noch unumstritten. Wissenschaftshistorisch liegen die Wurzeln der Soziologie bekanntermaßen zwar in der Philosophie und es nähme Wunder, hätte die Phänomenologie als bedeutsame philosophische Denkrichtung des 20. Jahrhunderts mit ihrer weitreichenden Wirkung auf die gesamten Wissenschaften die zur eigenständigen Disziplin sich gerade ausbildende und ausdifferenzierende Soziologie von ihren Einflüssen ausgespart. Doch offensichtlich unterscheiden sich Phänomenologie und Soziologie ganz grundlegend in ihren Zielen und Methoden. Die häufig anzutreffende Bezeichnung ›phänomenologische Soziologie‹ erscheint deshalb auf den ersten Blick als ebenso hölzernes Eisen wie deren Umbezeichnung zur ›Sozialphänomenologie‹. Denn wie auch immer die Versuche des Zusammenziehens von Phänomenologie und Soziologie zu einem Begriffszusammenhang ausfallen, sie vermengen zwei Reflexionsebenen über menschliche Wirklichkeiten miteinander. Dieser Umstand mag gerade innerhalb der deutschen Soziologiediskussion viel dazu beigetragen haben, entsprechend ausgeflaggte Unternehmungen als unkritisch oder gar wissenschaftlich inakzeptabel zurückzuweisen. Erst die Vergewisserung über die Unterschiede beider Zugangsweisen vermag die Grenze offenzulegen, an der sich Phänomenologie und Soziologie berühren und abstoßen, und damit Aufschluss zu geben über die besondere Qualität ihrer Beziehungen.

Die Phänomenologie ist keine ›objektive‹ Wissenschaft, sondern wesentlich ein Mittel strenger egologischer Reflexion. Deshalb ist sie ein proto-theoretisches Unterfangen und bezeichnet eine durchaus einer wissenschaftliche Grundhaltung folgende, indes nicht unmittelbar verallgemeinerbare Zugangsweise zur Wirklichkeit. Sie hat das Ziel, die Möglichkeitsbedingungen von Sinn, Deuten und Wissen zu untersuchen, also die allgemeinen Strukturen der ›subjektiven‹ Orientierung der Lebenswelt von Menschen aufzudecken, um Antwort auf die Frage zu geben, welche Rolle die Subjektivität im Zustandekommen von Wirklichkeit spielt. Ihre Methode ist die kontrollierte Reflexion auf die Akte der Bedeutungs- und Sinnkonstitution, so wie sie sich dem menschlichen Bewusstsein präsentieren.

Die Soziologie als ›objektive‹ Erfahrungs- und Wirklichkeitswissenschaft setzt hingegen an, wo die phänomenologischen Analysen enden. Sie hat die Aufgabe, die Bedingungen der Möglichkeit ebenso wie das Repertoire von Alternativen sozialen Handelns zu erforschen. Mithin geht es ihr um die Beobachtung und Analyse der Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Spannungsverhältnisse von im menschlichen Handeln hergestellten, aktualisierten, aufrechterhaltenen und sich verändernden historisch-sozialen Wirklichkeiten: der Handlungsprodukte, der Vergesellschaftungs- und Wirtschaftsformen von Gruppen, Milieus, Gesellschaften und Kulturen ebenso wie deren Deutungsmuster, Weltbilder und Weltanschauungen. Methodisch gründet die Soziologie als empirische Unternehmung auf dem deutenden Verstehen, also auf der kontrollierten Auslegung und Rekonstruktion der ›objektiven‹ Konstruktionen von Wirklichkeit sozialen Handelns *und* auf dem ursächlichen Erklären dieser Wirklichkeiten über die Beschreibung ihrer vielfältigen Erscheinungsformen, und zwar stets unter Maßgabe der Konstruktion und Kontrastierung historisch-genetischer Idealtypen.

Doch trotz der Grundverschiedenheit in Ansatz, Zuschnitt und analytischer Bezugsebene ist die Soziologie der Phänomenologie in mehrfacher Weise verbunden. Den Beiträgen des vorliegenden Bandes ist es darum getan, diese Bezüge aufzuhellen. Sie gehen in überwiegender Zahl auf zwei jüngst von den Herausgebern veranstaltete Tagungen zurück, deren erklärtes Ziel es

war, die gegenwärtige Bedeutung der Phänomenologie für die soziologische Forschung und Theoriebildung in einem möglichst breiten, kritische Positionen deshalb nicht ausschließenden Zugang zu sondieren. Diese Pluralität ist intendiert und wird von uns vehement verteidigt. Sie erlaubt keiner der hier vertretenen, dezidiert diversen Richtungen die Erhebung eines Alleinvertrugsanspruchs. Jenseits der Pluralität der hier niedergelegten und nachfolgend kurz vorgestellten Perspektiven, Problemfelder und Untersuchungsbereiche eint die Autoren jedoch eine gemeinsame Auffassung und ein übergreifendes Anliegen. Sie teilen nahezu ausschließlich die Einsicht in die konstitutive Bedeutung der Subjektivität für die Sozialwissenschaften, und sie stimmen darin überein, dass sozialwissenschaftliche Untersuchungen, Begriffsbildungen und Theoriekonstruktionen um eine Auseinandersetzung mit der phänomenologischen Perspektive und Methodenhaltung nicht umhinkommen – gleich auf welche Art und Weise sie letztlich auf sie Bezug nehmen und sich ihrer bedienen. Gemeinsam ist ihnen darüber hinaus das Anliegen, die je vertretene Haltung und die Bewertung des Ertrags der phänomenologischen Perspektive für die Beschreibung sozialer Phänomene sowie für die Analyse sozialer Ordnung durch theoretische, methodologische und empirische Arbeiten zu begründen und abzusichern. In dieser engen Verknüpfung von Forschung und Theoriarbeit äußert sich eine der bedeutsamsten Akzentsetzungen dieses Bandes, der damit einer immer drohenden Gefahr des Auseandertretens dieser beiden Seiten soziologischen Arbeitens deutlich entgegenwirken will. Ebenso klar dürfte somit sein, dass dem hier verfolgten Unternehmen die Spezialisierung auf eine rein konservatorische Werkexegese genauso fern liegt wie die traditionsvergessene Neuerfindung längstbekannter Zusammenhänge oder die Beförderung eines theorieblinden Empirismus.

Damit offeriert dieser Band nicht nur einen umfassenden Überblick über den aktuellen Stand einer in den letzten Jahren wieder verstärkt geführten Diskussion (vgl. Knoblauch 1996, 2007, Luhmann 1996, Eberle 2000, Bühl 2002, Kurt 2002, Srubar & Vaitkus 2003, Srubar 2007). Die vergleichende Lektüre der Texte verschafft dem Leser darüber hinaus eine Übersicht über die thematischen Felder der Debatte, mit ihren Konvergenzpunkten und den sie durchziehenden Konfrontationslinien. Fünf für uns deutlich sich abzeichnende Themenfelder wollen wir kurz skizzieren.

1. Ein erstes Feld durchzieht und markiert der Gedanke, dass die phänomenologische Philosophie im Verbund mit der philosophischen Anthropologie in der Tradition von Max Scheler, insbesondere aber von Helmuth Plessner und Arnold Gehlen der Soziologie zu einer *theoretischen Grundlegung* verhilft. Die von Thomas Luckmann in Anschluss an Alfred Schütz erarbeitete und vertretene ›Protosozilogie‹ erachtet eine solche theoretische Fundierung mit der auf sie aufbauenden methodologischen Grundlagenforschung sogar als die wichtigste Funktion der Phänomenologie für die empirische Soziologie. Protosozilogie meint denn auch die auf dem Wege phänomenologischer Konstitutionsanalysen Schicht um Schicht freizulegende Matrix jener invarianten und damit universalen ›Strukturen der Lebenswelt‹ (Schütz & Luckmann 2003), auf denen alle in einer konkreten kulturellen, historischen und sozialen Welt möglichen menschlichen Erfahrungen aufbauen. Ihr kommt damit die Rolle einer *mathesis universalis* zu, die jener vergleichbar ist, wie sie die Mathematik für die empirischen Naturwissenschaften einnimmt. Die aus den phänomenologischen Analysen sich entfaltende Protosozilogie geht den soziologischen Forschungs-, Begriffs- und Theoriarbeiten aber weder vorweg, noch fällt sie gar mit diesen zusammen, sondern sie entwickelt sich parallel zu und mit ihnen. So wird beispielsweise »[...] die Analyse der Zeitdimensionen gewohnheitsmäßigen Alltagsverhaltens einerseits die invarianten Formen der Artikulation der inneren Zeit aufweisen können, andererseits aber die institutionell festgelegten Kategorien für Zeitabläufe und den Kalender beschreiben müssen« (Luckmann 2007: 64). In diesem Verstande bewegen sich Phänomenologie und Soziologie also auf parallelen Schienen – erste auf eisern philosophischen, letztere auf eisern soziologischen, die obwohl sie nie zusammenkommen, gleichwohl im Sinne eines ›Parallelunternehmens‹ (vgl. den Beitrag von Luckmann in diesem Band) zur wechselseitigen Informie-

rung und Irritation sehr wohl in der Lage sind. Dabei bildet die phänomenologische *mathesis universalis* den Ausgangspunkt, auf dem sich die Variation aller menschlichen Wirklichkeiten letztlich bildet und der vor allem Kulturrelativismus liegt. Zugleich bietet insbesondere die kulturvergleichende soziologische Forschung immer wieder Korrektive für eine als wissenschaftliche Theorie immer auf Vorläufigkeit und Überwindung hin angelegten Phänomenologie, welche die Erkenntnisse neuer Bewusstseinsstudien ebenso einzuarbeiten hat, wie die immer rarer werdenden Entdeckungen über die kultureller Breite der Strukturen menschlicher Erfahrungswelten.

2. Wenn Goethe notiert, »man suche nur nichts hinter den Phänomenen, sie selbst sind die Lehre« (Goethe 1982: 423), nimmt er das zu Beginn des 20. Jahrhundert vorgelegte phänomenologische Programm gewissermaßen ebenso vorweg wie einen für die mehrere Jahrzehnte später erst sich etablierende qualitative Sozialforschung äußerst bedeutsamen Gesichtspunkt. Aus phänomenologischer Sicht ergibt es nämlich keinen Sinn zu behaupten, vor oder hinter den Dingen gebe es etwas ›Fundamentales‹, ›Eigentliches‹ oder ›Wesentliches‹, von dem das konkret Erfahrbare nur einen bloßen Anschein und blassen Abglanz gibt. Denn das Selbst- und Wirklichkeitsverständnis von Menschen und die Bedeutungen, die sie ihrem Handeln beimessen, liegen nicht unter den Phänomenen verborgen, sondern kommen in den von ihnen verwendeten Zeichen- und Symbolsystemen sinnlich wahrnehmbar zum Ausdruck: »Die Dinge selbst«, so der Goethe zumindest in dieser Hinsicht im Denken verwandte Fernando Pessoa, »sind der einzig verborgene Sinn der Dinge« (Pessoa 1989: 69). Mit der Einlassung auf die Phänomenologie konturiert sich für die Soziologie somit ein *Forschungsstil* heraus. Er rückt zuallererst das, was vom theoretischen Standpunkt des alltagsweltlichen und wissenschaftlichen Vorwissens aus zu erwarten ist in den Hintergrund und lässt sich vom vorhandenen ›Gegenstand‹ bestimmen und anleiten: von der Anschauung und Auslegung der Materialität und Gestalt konkret präsenter Erscheinungsformen sozialen Handelns in der Lebenswelt. Sich den Sachen selbst zuzuwenden, mithin das Naheliegende und Alltägliche, das vermeintlich Triviale und Selbstverständliche zum Ausgangsort und steten Bezugspunkt der Analyse zu nehmen, um Anderes, Neues und Überraschendes in ihm zu entdecken, erfordert allerdings die Einnahme einer für den wissenschaftlichen Mainstream nicht alltäglichen, ja von diesem geradezu als ›widernatürlich‹ empfundenen Haltung. Methodisch vorbereitet und eingelöst wird diese veränderte Einstellung, welche dem Forscher erst dazu verhilft, »mit anderen Augen« (Plessner 1982) zu sehen, durch die beiden methodischen Grundprinzipien der phänomenologischen Konstitutionsanalyse: Epoché und Reduktion befördern die Abstandnahme zum vordergründig Gewissen, zum sich selbst Erklärenden und Bestätigenden, indem sie helfen, die vielschichtigen Überlagerungen des Denkens so gut es geht einzuklammern (nicht: *auszuklammern*!). Damit lenken Epoché und Reduktion die Aufmerksamkeit auf jene Tätigkeiten des Bewusstseins, auf denen auch und vor allem die eigenen Alltags- und Wissenschaftstheorien des Forschers beruhen. Phänomenologisch gesprochen: die beiden Operationen legen den Richtungsstrahl und die Intentionalität frei, von denen aus das Bewusstsein Wirklichkeiten und Welten aufbaut. Soziologisch gewendet: Das systematische und kontrollierte Einklammern der Sinnbestände des Bewusstsein-von-etwas – das In-Klammern-Setzen des Kontextwissens um den zu untersuchenden Fall – gilt somit als obligatorisches Entree einer jeden empirischen Analyse.

3. Mit ihrem herausgehobenen Interesse am Bewusstsein erweist sich die Phänomenologie für die Soziologie als derjenige Bezugsrahmen, über den die menschliche Erfahrung philosophisch begründet zu einem unabdingbaren Grundelement der Gesellschaftstheorie wird. Hieraus leitet sich ein *Erkenntnisstil* ab. Er erachtet Wirklichkeit nicht als etwas bloß Vorhandenes, das unabhängig von den menschlichen Erfahrungen des leiblichen, räumlichen, zeitlichen, historischen und sozialen In-der-Welt-seins existiert. Im Unterschied zu objektivistischen Wissenschaftsverständnissen gilt für ihn vielmehr die Annahme, dass jedes Wissen und mithin jede Wissenschaft auf dem Zusammenhang von Welt und Subjektivität beruhen. Denn Wirklich-

keit konstituiert sich in subjektiven Bewusstseinstätigkeiten wie Wahrnehmen, Deuten, Erinnern, Schlussfolgern usw., ohne die auch so genannte ›objektive Faktizitäten‹ empirisch überhaupt nicht evident zu fassen wären. Pointiert ausgedrückt: Alles gesellschaftlich Objektivierbare zeigt sich als das was es ist nur im subjektiven Zugang. Mithin ist auch die menschliche Subjektivität als ›Phänomen‹ anzusehen, woraus wiederum folgt, dass auch sie in der Mannigfaltigkeit ihrer Gegebenheitsweisen zu erforschen ist. Mit diesem Verständnis nimmt die phänomenologisch orientierte Soziologie – ganz im Sinne von Max Webers ›methodologischem Individualismus‹ – Zugriff auf die einzig unmittelbare Evidenz, die jedermann jederzeit, unabhängig vom jeweiligen Standort und vom Stand der Wissenschaften, zur Verfügung steht. Entheben sich jedoch die wissenschaftlichen Konstruktionen über soziale Wirklichkeiten umgekehrt der Evidenz konkreter Erfahrungen, dann – so lässt sich abermals auf Weber rekurrieren – verlässt die Soziologie ihr erfahrungs- und wirklichkeitswissenschaftliches Terrain.

4. Die Bezugnahme auf die Phänomenologie fordert von der Soziologie nicht nur einen Erkenntnisstil ein. Sie reicht ihr außerdem ein Kontroll- und Korrekturinstrument für die in Vollzug befindlichen materialen Analysen an die Hand. Der phänomenologische Ansatz eröffnet der soziologischen Forschung und Theoriebildung die Chance zur fortlaufenden Reflexion auf die eigenen Verfahren deutenden Verstehens und ursächlichen Erklärens, und zwar durch Auflage zur Offenlegung und Begründung aller Auslegungsschritte sowie durch die Anforderung zur Aufrechterhaltung des Zweifels auch an den eigenen interpretatorischen Schlüssen und theoretischen Konstruktionen. Dieser *Methodenstil* leistet zweierlei. Zunächst gelangen die Arbeitsweisen, die Regeln, die Motive und die Ergebnisse des wissenschaftlichen Deutens, Verstehens und Erklärens in den Griff des Bewusstseins. Die Ergänzung der wissenschaftlichen Auslegung um eine Phänomenologie der Deutungsakte und Deutungsleistungen verwandelt sozialwissenschaftliche Interpretationen in selbstreflexive Untersuchungen der Deutungsprozesse und Verstehensstrukturen. So wird aus der analytischen Beschreibung eine Beschreibung der Analyse und aus der Soziologie als verstehender Wissenschaft eine Soziologie des Verstehens. Die Phänomenologie dient aber nicht allein der Klärung des Wirklichkeitszugangs eines Interpretens, mithin dem Einlösen jener Ausweis- und Überprüfungspflicht, die der Sozialwissenschaftler sich und anderen wissenschaftlichen Interpreten auferlegt und schuldet. Vielmehr vermag die Reflexion auf die eigenen Erfahrungs- und Verstehensweisen zugleich dazu beizutragen, neues Licht auf das untersuchte Handeln, auf Problemhintergründe dieses Handelns und auf seine konkreten Erscheinungsformen zu werfen.

5. Ein letztes, nach wie vor äußerst kontrovers diskutiertes und entsprechend von einer Reihe der Autoren diesen Bandes aus unterschiedlichen Perspektiven erörtertes Themen- und Problemfeld in der Diskussion um die Beziehungen zwischen Phänomenologie und Soziologie ist das Verständnis der Fremdwahrnehmung und damit letztlich die Frage nach der Konstituierung der Lebenswelt als jener Welt vorwissenschaftlicher Erfahrungen, die wir für unser Handeln im Alltag als selbstverständlich voraussetzen und unbefragt hinnehmen. Edmund Husserls Theoriestück der fünften Cartesianischen Meditation zählt zwar zu den einflussreichsten der Phänomenologie überhaupt, in der Soziologie hat es aber allemal dadurch gewirkt, dass man der Verabsolutierung des denkenden Ich zu Lasten seiner Mitsubjekte nicht gefolgt ist. Vielmehr schlug die Soziologie einmal jene Richtung ein, die im Gefolge von Alfred Schütz das *Problem der Intersubjektivität* angeht, indem sie die transzendente Fragestellung in eine empirische überführt. In die andere Richtung wiesen Niklas Luhmann und Jürgen Habermas, wenn sie trotz der zugestandenen Verwandtschaft der transzendentalen Phänomenologie zur Systemtheorie einerseits und der erklärten Bedeutung des phänomenologischen Lebensweltbegriffs für die Theorie des kommunikativen Handelns andererseits konstatierten, dass es Husserl nicht gelungen sei, überhaupt eine überzeugende philosophische Grundlage zur Intersubjektivitätstheorie zu formulieren – so wie auch Jean-Paul Sartre mit seinem berühmten Satz »die Hölle, das sind die anderen« (1991 [1947]: 59) eine fundamentale Dissonanz aussprach.

Wie aber können Menschen einander verstehen und sozial handlungsverpflichtende Ordnungen herstellen und aufrechterhalten, tradieren und verändern, wenn sie keinen direkten Zugriff auf die Bewusstseinsleistungen ihrer Mitmenschen haben? Und welche Konsequenzen ergeben sich für die soziologische Praxis bei der Suche nach Antworten auf diese Frage? Die dieses Themenfeld im vorliegenden Band bearbeitenden Beiträge spiegeln die Vielzahl und Vielgestalt diesbezüglicher Ansichten und Vorschläge wider. Gemeinsam ist ihnen jedoch jene Grundeinsicht der Phänomenologie, nach der die Klärung des Intersubjektivitätsproblems die Erforschung der Verhältnisse von Subjekt und Welt erfordert: als Analyse des Zeitbewusstseins und der Erfahrungsräume, des Leibes, des Sehens oder der Blicke ebenso, wie als Untersuchung der Verwendung von Zeichen und Symbolen, von Sprache, Text, Bild oder Musik in den historischen und sozialen Formen der Ausgestaltung beispielsweise religiöser und politischer Deutungs- und Handlungssphären, von Rechtsnormen und Erlebnismilieus oder medial-technisch konstruierter Wahrnehmungswelten.

Gliederung des Bandes und Überblick über die Beiträge

1. Theoretische Positionen und Perspektiven

Die von uns umrissenen Themenfelder kommen in den drei Kapiteln dieses Bandes unter je einem Schwerpunkt zur Sprache. Die im ersten Kapitel vertretenen theoretischen Positionen und Perspektiven setzen sich zum einen mit einer produktiven Verflechtung phänomenologischer und soziologischer Überlegungen auseinander, die insbesondere an Analysen von Alfred Schütz und Thomas Luckmann in der Tradition der Phänomenologie Edmund Husserls anknüpfen. Dabei steht insbesondere die Weiterentwicklung bekannter phänomenologisch-soziologischer Überlegungen zu einer pragmatischen Lebenswelttheorie und Symboltheorie im Fokus der Untersuchungen (1). Weitere Beiträge konzentrieren sich auf das Spannungsfeld von Subjekt-, Sozial- und Gesellschaftstheorie: Sie lassen nicht nur erkennen, in welchem Sinne die Soziologie von der Phänomenologie profitieren kann, sondern welche Problematiken sich darüber hinaus im Rahmen einer Verbindung von phänomenologischen, soziologischen und nicht zuletzt lebensphilosophischen Reflexionen ergeben (2). Im folgenden Abschnitt werden anwendungsbezogene theoretische Positionen präsentiert, die sich mit dem Zusammenhang von Lebenswelt und Erlebnisswelten, der Ethnophänomenologie sowie der Ethnomethodologie auseinandersetzen (3). Das Kapitel abschließend wird das Verhältnis von Phänomenologie und Systemtheorie sowohl in einer Distanzierung als auch einer Annäherung beider Positionen thematisiert (4).

1. Verflechtungen von phänomenologischer und soziologischer Reflexion. In einer Fokussierung der Schnittstellen von Phänomenologie und Sozialwissenschaft erläutert *Thomas Luckmann* die Beziehung zwischen einer phänomenologischen Konstitutionsanalyse und der soziologischen Rekonstruktion menschlicher und deshalb geschichtlicher Konstruktionen gesellschaftlicher Welten. Mit der Differenzierung zwischen Konstitution und Konstruktion setzt sich Luckmann mit der Fragestellung auseinander, wie die Menschenwelt geschaffen wird, in diesem Zusammenhang auch beschaffen ist und versucht darüber hinaus zu erläutern, wie sie wissenschaftlich rekonstruiert werden kann. Dabei wird die Weiterentwicklung einer früheren Position angestrebt, die argumentierte, dass es keine Gründe dafür gebe, das Soziale mit dem Menschlichen gleichzusetzen (vgl. Luckmann 2007). Die Konstitution von Menschen- und Sozialwelt wird einerseits phänomenologisch untersucht, andererseits werden parallel soziologisch-ethnologische Erkenntnisse über konkrete, empirisch sich abzeichnende Grenzen der Sozialwelt präsentiert. In der Bewusstseinsleistung der »universalen Projektion« erfolgt eine Sinnübertragung, in welcher der Leib des Anderen als dem eigenen ähnlich konstituiert wird, wodurch jedoch noch lange keine Gleichsetzung von Menschlichem und Sozialem zustande

kommt; bei sibirischen Jägerkulturen werde beispielsweise keine prinzipielle Unterscheidung zwischen Mensch und Tier erkennbar. Während mit Hilfe der phänomenologischen Beschreibung grundlegende Erfahrungsschichten – Strukturgegebenheiten des menschlichen Bewusstseins – jeder menschlichen Wirklichkeit aufgezeigt werden können, so kann hinsichtlich der Konstruktion historischer Welten gezeigt werden, dass menschliches Handeln unter kontingenten Randbedingungen stattfindet und deshalb intendierte und nicht-intendierte Konsequenzen haben kann. Auch *Ilja Srubar* thematisiert unterschiedliche Modi des Weltzugangs. Er präsentiert drei phänomenologische Ansätze, die eine sinnstiftende Struktur voraussetzen, in welcher der Mensch und seine Welt verankert sind – diese Struktur gehe dem Handeln des Einzelnen ebenso wie der Wissenschaft vom Menschen voraus. Die drei Zugänge, in denen diese Sinnstruktur sichtbar wird, seien das transzendente Bewusstsein bei Edmund Husserl, die Praxis des Daseins bei Martin Heidegger und die Sprache bei Hans-Georg Gadamer. Die von Srubar ausgearbeitete pragmatische Lebenswelttheorie basiert nun auf der Annahme, dass die konstituierenden Modi der Sinnstruktur der Lebenswelt gerade diejenigen sind, die auch den Zugang zur Welt – Weltverstehen – ermöglichen. Sein Entwurf, der das phänomenologisch fundierte Weltverstehen zur Zielsetzung hat, soll auf der empirischen Forschungsebene ebenso Erkenntnisgewinne bringen wie auf der theoretischen und methodologischen. Von diesen Überlegungen und diesem Anspruch ausgehend entwirft er einen Auslegungsleitfaden, indem er die Momente des sinngenerativen Zusammenhangs benennt: Der Verstehensprozess muss sich auf die leibgebundene, die pragmatische, d. h. handlungsbezogene Sinnkonstitution konzentrieren und die Selektivität der Zeichensysteme mitreflektieren. Darüber hinaus solle die pragmatische Genese von Deutungsvarianten sowie die Machtprozessen unterliegende symbolische Sinnbildung vom Interpretationsvorgang mit berücksichtigt werden. Eben jene symbolischen Sinnbildungen und die Probleme ihrer spezifischen Wirkung thematisiert *Hans-Georg Soeffner* in seinem Beitrag. Auf der Grundlage einer konkreten Symbolinterpretation geht es ihm um eine Ergänzung der von Alfred Schütz und Thomas Luckmann protosoziologisch entworfenen Symboltheorie. Die rekonstruktive Auslegung der alttestamentarischen Legende vom goldenen Kalb exemplifiziert bereits in ihren ersten Schritten, dass es sich bei der Mose-Geschichte um einen symbolisch hoch verdichteten Text handelt, der zugleich ein herausragendes Beispiel für die besondere kommunikative Qualität von Symbolen abgibt. Im Zuge der weiteren Interpretation der Legende führt Soeffner auf einer ersten analytischen Ebene die Unterscheidung zwischen Symbolen erster und zweiter Ordnung ein: Erste werden unvermittelt sinnlich wahrgenommen und können aufgrund ihrer unmittelbaren Präsenz unwillkürliche, auch körperlichen Reaktionen auslösen; letztere sind immer nur vermittelt präsent, mithin auf mediale Repräsentationen angewiesen. Beide Symbolordnungen aber verweisen auf das Transzendente – und es ist dieses Unsichtbare, Unzugängliche und Undarstellbare, dessen mittels der Symbole wachgerufene Appräsentationen einerseits den Symbolen selbst ihre Wirkungsmacht und andererseits dem Außeralltäglichen, auf das sich die Symbole beziehen, die Aura der Heiligkeit verleiht. Um den Prozess analytisch zu durchdringen, in dem Symbole erster und zweiter Ordnung in Wechselwirkung ihre oft unvermittelt einsetzende und kaum zu kontrollierende Kraft entfalten, und so im Dazwischen von Nähe und Distanz zur Sphäre des Heiligen vermitteln, schlägt Soeffner ein phänomenologisch begründetes Drei-Stufen-Modell der Symbolisierung vor. Die Einführung dieser zweiten analytischen Ebene vermag zu zeigen, dass Symbole Antworten sind auf das anthropologische Problem der Selbsterfahrung des Menschen als Bewohner unterschiedlicher, widersprüchlicher und miteinander konkurrierender Wirklichkeiten. In der Dauerkrise menschlicher Existenz leisten die Symbole zweierlei: Sie synthetisieren die Gegensätze und vermitteln in immer wieder neuen Variationen in der Gleichzeitigkeit miteinander unvereinbarer Ordnungen.

2. *Subjekttheorie – Sozialtheorie – Gesellschaftstheorie.* Um eine Rehabilitation des phänomenologischen Subjektbegriffes bemüht sich *Hubert Knoblauch*. Im Sinne der empirisch beo-

bachtenden Wissenssoziologie bilde das Soziale den Ausgangspunkt für Wissen und Erkennen, genauer: die Kommunikation. Diese Sichtweise mache das Subjekt jedoch keineswegs überflüssig, sondern stelle eine wichtige und notwendige Voraussetzung für das Durchführen, Verstehen und Erklären der Beobachtung von Kommunikation dar. Diese Voraussetzungshaftigkeit bezeichnet Knoblauch mit dem Begriff des – nun nicht mehr bewusstseinsphilosophisch verankerten – Transzendentalen. Von dieser Grundlage ausgehend werden die Konturen der in der soziologischen Beobachtung vorausgesetzten Subjektivität skizziert: Intentionalität, Zentralität, Positionalität und eben die Transzendenz. Diese Merkmale, so vermutet Knoblauch abschließend, können auch zur Charakterisierung der modernen Subjektivierungs-Bewegungen dienen. Auch *Jo Reichertz* strengt Überlegungen zur Subjekttheorie an. Die phänomenologisch orientierte Sozialforschung – so seine Annahme – glaubte sich lange Zeit sicher zu sein vor der allseits stattfindenden Historisierung und Soziologisierung des Subjektbegriffs. Denn sie wähte oder wähne sich im Glauben, mit den von Alfred Schütz und im Anschluss von Thomas Luckmann erbrachten Bestimmungen des ›Ich‹ über ein Fundament zu verfügen, das Bestand habe, da es ausdrücklich – so interpretiert der Autor diese Positionen – ›vor‹ jeder Soziologie erbaut worden sei. In diesem Zusammenhang versucht Reichertz zu prüfen, ob die protosoziologischen Bestimmungen von Schütz und vor allem jene von Luckmann stimmig erscheinen. In Auseinandersetzung mit diesen Thesen entwickelt er die Vorstellung, das Ich ›emergiere‹ aus einer sozialen Praxis, wobei in einer Gemeinschaftshandlung Wissen in den Körper eingeschrieben werde. Das Ich ist also das Ergebnis sozialer Praxis und ist dieser nicht vorgängig. Das Selbstbewusstsein stellt sich so betrachtet erst ein, wenn das verkörperte Ich sich selbst so zuwendet wie den Dingen seiner Umwelt. Aber auch diese Zuwendung zu sich selbst vollzieht sich mit den Praktiken und Deutungen, die sozial erworben sind. Ich und Selbstbewusstsein variieren deshalb mit Zeit und Gesellschaft nicht zufällig, sondern systematisch. Jede Gesellschaft produziert ihre eigene Form des Ich und der Selbstzuwendung. Über die gesellschaftliche Einheit der Handlung konstituiert sich also ein Ich, das sich dann erst als handelndes Ich entdeckt und das sich als solches darstellt. Eine breitere Theoriedebatte visiert *Martin Endreß* an, der »The Social Construction of Reality« (Berger & Luckmann 1966) einer theoretisch-systematischen Analyse unterzieht. Er arbeitet das herrschaftssoziologische Potential dieses Werkes mit der darin angelegten Option einer Analytik von Gesellschaftsprozessen heraus, setzt sich mit jüngeren Kritiken gerade hinsichtlich dieser Gesichtspunkte auseinander und verdeutlicht darüber hinaus das reflexive Profil des wissensanalytischen Entwurfs. Die von Endreß verfolgte Programmatik will zeigen, inwiefern die von Berger und Luckmann entwickelte wissenssoziologische Konzeption sowohl als stringente sozialtheoretische Position zu verstehen ist als auch die Voraussetzungen für eine gesellschaftstheoretische Analytik vorweist. Entscheidend sei jedoch, dass der »Gesellschaftlichen Konstruktion« als Proto Soziologie die Funktion eines kritischen Regulativs gegenüber der allgemeinen Soziologie zukomme, wobei Wechselwirkungen zwischen sozialtheoretischer Grundlagenreflexion und soziologisch-theoretischer Konzeptualisierung korrigierend aufeinander bezogen sind. Das reflexive Potential dieser wissenssoziologischen Konzeption zeichne sich dadurch aus, dass die phänomenologisch begründete Perspektive es ermögliche, die epistemologische Reflexivität der Forschungsdisziplin zu radikalisieren, da eine Rückbindung an alltägliche Erfahrungsbestände strukturell historisch angelegt und auf empirische Bewährung zugeschnitten sei. In seinem gleichfalls grundlagentheoretisch ausgerichteten Beitrag erörtert *Andreas Göttlich* den Erkenntniswert protosoziologischer Aussagen für eine Soziologie, die sich im Sinne von Max Weber, Alfred Schütz und Thomas Luckmann als Erfahrungs- und Wirklichkeitswissenschaft begreift. Ferdinand Tönnies' Konzeption einer ›reinen Soziologie‹ als Vergleichsfall und Negativbeispiel aufgreifend, argumentiert Göttlich dafür, jene protosoziologischen Reflexionen, Begründungen und Bezugsrahmen, wie sie die Phänomenologie der Soziologie bereitstellt, und die interpretative empirische Sozialforschung dauerhaft wechselseitig aufeinander zu beziehen. Eine einseitige

ge Aufkündigung, vor allem diejenige in Richtung der Erhebung phänomenologisch begründeter Annahmen und Einsichten zu letztgültigen Erkenntnissen, führe unweigerlich in eine Sackgasse und verbanne die Protozoziologie aufs Abstellgleis. Deshalb plädiert Göttlich für eine eher gemäßigte Neubewertung des epistemologischen Status protozoziologischer Aussagen, nämlich als eines zwar philosophisch gefestigten, wissenssoziologisch gesehen stets aber nur vorläufigen, weil an der empirischen Sozialforschung sich fortlaufend zu bewährenden und mit ihr sich zu entwickelnden Theorieprogramms. Noch sehr viel kritischer beurteilt *Daniel Šuber* die Schnittstellen von Phänomenologie und Soziologie. Er insistiert auf der prinzipiellen Unvereinbarkeit des lebensphilosophischen und des phänomenologischen Ansatzes, den er exemplarisch anhand der programmatischen Frontstellung von Wilhelm Dilthey und Edmund Husserl rekonstruiert. Šuber bezieht sich dabei vor allem auf die Differenzen zwischen diesen beiden philosophischen Ansätzen und entfaltet seine Kritik beginnend bei der transzendental-philosophischen Position Husserls. Von ihr aus und auf die Frühschriften von Alfred Schütz gestützt, schließt er unmittelbar auf ein ›Selbstmissverständnis‹ bei Schütz, erklärt daraufhin die mundanphänomenologische Fundierung der Sozialtheorie pauschal für gescheitert und bringt die Lebensphilosophie als Gegenentwurf zur phänomenologisch begründeten Sozialtheorie in Anschlag. Versöhnlicher präsentiert sich wiederum der Beitrag von *Joachim Fischer*. Seine theoretische Konzeption zur Figur des Dritten verfolgt keinen geringeren Anspruch als eine Vervollständigung der bislang auf ego und alter ego begrenzten Konstitutionstheorie der Kultur- und Sozialwissenschaften. Das Erfordernis, den Dritten systematisch zu berücksichtigen, begründet Fischer erstens mit dem System der Personalpronomen, das in allen Sprachen die Position eines Dritten vorsieht; zweitens mit der Familiarität bzw. der ödipalen Triangulierung, denen zufolge die Subjektwerdung nicht ohne Bezugnahme auf einen Dritten abgeschlossen werden kann; drittens mit dem Übergang von Interaktion zur Institution, welcher nicht ohne die Figur des Dritten zu denken ist; und schließlich viertens mit der Fülle an Typen des Dritten, die nicht auf dyadische Beziehungen zwischen ego und alter ego zurückgeführt werden können. Die Integration des Dritten in die Sozialtheorie zeitigt Fischer zufolge zum einen Konsequenzen für die Verhältnisbestimmungen im Gegenstand der Kultur- und Sozialwissenschaften, da sich hiermit die Emergenz der Gesellschaft aus dem Sozialen rekonstruieren lasse. Zum anderen verschiebe die systematische Einbeziehung des Dritten die Epistemologie vom ›Verstehen‹ zum ›Beobachten‹, ohne das Verstehen auszuschalten, womit sich das Verhältnis der Kultur- und Sozialwissenschaften zu ihrem Gegenstand verändere.

3. *Anwendungsbezogene theoretische Reflexionen.* Von der Beschreibung protozoziologischer Universalstrukturen der Lebenswelt spannt *Ronald Hitzler* den Bogen zur Analyse von Erlebnisswelten im Rahmen einer soziologischen Gegenwartsdiagnose. Damit leistet er eine Verbindung, die nicht unmittelbar eine Anwendung phänomenologischer Theorie auf soziologische Gegenstände im Sinne einer Sozialphänomenologie anstrebt. Vielmehr appliziert Hitzler den phänomenologischen Begriff Lebenswelt aus radikalsubjektiver Perspektive auf die gegenwärtigen pluralisierten und erfahrungsgesteigerten Erlebnisswelten, also auf eine Dimension gesellschaftlicher Konstruktion. Hitzler schlägt damit die Brücke von der Protozoziologie der Lebenswelt zum gesellschaftsdiagnostischen Instrument der Analyse von Erlebnisswelten. Er trägt damit der Hauptintentionen des Bandes – nämlich die Aktualität der Phänomenologie für die Soziologie auszuloten – auf besondere Weise Rechnung. Dabei verfolgt er eine produktive soziologische Umsetzung der Theorie der mannigfachen Wirklichkeiten, die Bezüge zu dem erkennen lässt, was *Bernt Schnettler* anschließend als Ethnophänomenologie kennzeichnet. In ähnlicher Weise wird auch dort die Erfahrungsakzentuierung der Gegenwartsgesellschaft zum Ausgangspunkt genommen und versucht, die Schützische Mundanphänomenologie zu nutzen, indem die subjektiven Rekonstruktionen derjenigen, die außeralltägliche Erfahrungen machen, in den Mittelpunkt gestellt werden. Schnettler skizziert eine Soziologie der Erfahrung als empirische Anknüpfung an die Theorie mannigfacher Wirklichkeiten, welche wesentliche Akzente

einer ethnomethodologischen Perspektive aufnimmt. Während die Mundanphänomenologie die Formen allgemein menschlicher Erfahrungen beschreibt – alltäglicher ebenso wie solcher, die den Rahmen der geschlossenen Sinnprovinz der intersubjektiven Wirkwelt des Alltags transzendieren –, bezeichnet Ethnophänomenologie die von Betroffenen selbst produzierten Beschreibungen der Formen ihres nichtalltäglichen Erlebens. Am Ende dieses Abschnitts erörtert *Thomas Eberle* das Verhältnis von Phänomenologie und Ethnomethodologie. Da sich die ethnomethodologische Disziplin in den letzten Jahren substanziell erweitern konnte, bezieht er sich hierfür auf den aktuellen Stand der Literatur. Bekanntermaßen unternahm Harold Garfinkel den Versuch, die Schütz'sche Lebensweltanalyse in einen soziologischen Forschungsansatz zu transformieren, wobei er sich einer freien, ungebundenen Lektüre verpflichtet fühlte, und sich später in gleicher Manier von Maurice Merleau-Ponty inspirieren ließ. Von Bedeutung ist nun die Tatsache, dass der ethnomethodologische Ansatz entscheidend von der Phänomenologie profitieren konnte. Während Luckmann (2007, 2007a, 2007b) die phänomenologische Lebensweltanalyse als Protosoziologie interpretierte und Berger und Luckmann (1991) sie als präsoziologische Basis ihrer wissenssoziologischen Konzeption verwendeten, erkannte Garfinkel in ihr das Potenzial zur Entwicklung eines neuen Forschungsansatzes. Für wegweisend hielt er Schütz' Diktum, die subjektive Akteursorientierung im Hier und Jetzt bis in ihre subtilsten Details zu analysieren. Die Sinnkonstitution wird nicht egologisch im eigenen subjektiven Bewusstsein, sondern in sozialen Situationen als konzertiertes »sense-making« empirisch beobachtet. Und dort zeigt sich, dass Sinn nicht nur »erkannt«, sondern auch angezeigt (»dargestellt«) wird – »sense-making« wird also nicht als Bewusstseins-, sondern als Kommunikationsleistung betrachtet.

4. *Begegnungen des Unvereinbaren: Phänomenologie und Systemtheorie.* Man dürfte kaum Theorien finden, die unterschiedlicher sein könnten als jene, die unter den Labels »phänomenologische« oder »systemtheoretische« Soziologie firmieren – auch lehrbuchstabilisiert hatten sich die beiden bisher kaum etwas zu sagen. *Armin Nassehi* bringt auf der Basis von Husserls Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins Niklas Luhmann und Alfred Schütz posthum miteinander in die Diskussion. Dieses Unterfangen mündet aber keineswegs in einem neutralen oder gar sterilen Theorievergleich, sondern präsentiert sich von Beginn an als offener Schlagabtausch, in dem die phänomenologisch orientierte Soziologie den Sparringspartner gibt. Nassehi argumentiert, dass Schütz zwar eine subtile Perspektive auf die Operativität des Bewusstseins im sozialen Feld zu beschreiben vermochte, aber den Gegenstand der Soziologie verfehle, weil er ebenso wie Husserl am Intersubjektivitätsproblem scheiterte. Ganz dem bürgerlichen Schema einer mit sich vertrauten Innerlichkeit verhaftet, bringe Schütz das reflektierende Subjekt in Frontstellung gegen eine soziale Welt, für deren Beschreibung ihm jedoch die Begriffe fehlten, weil er die Potenziale der phänomenologischen Theorieanlage nicht einmal ansatzweise zu nutzen wusste. Demgegenüber lebe ein neu formulierter Funktionalismus, der reflexiv und interpretativ konkrete Operationen angemessen kontextualisiere, geradezu von den phänomenologischen Potenzen. Ähnlich wie Nassehi versucht auch *Rainer Schützeichel* die Antipoden Phänomenologie und Systemtheorie miteinander in Verbindung zu setzen, indem er die Systemtheorie als eine operative Phänomenologie kennzeichnet. Phänomenologische Soziologien und Systemtheorien gehörten, so allerdings Schützeichel, einer Theoriefamilie an, welche die soziale Welt als eine sinnhaft generierte versteht. Indem die operative Phänomenologie den Versuch unternimmt, ein einheitliches Sozialitätskonzept zu entwickeln, konzentriert sie sich insbesondere auf den für die Phänomenologie zentralen Begriff der Intentionalität. In diesem Zusammenhang wird Kommunikation sowohl diesseits, als auch jenseits psychischer Systeme verortet. Der Autor vertritt die Annahme, dass weder Unterscheidungen und ihre Formen, noch Kommunikationen als »intentionslos« zu verstehen seien, da sie als sinnhafte soziale Phänomene konzipiert werden müssen. In diesem Sinne wird eine Verbindung beider theoretischer Orientierungen angestrebt, die hinsichtlich der Emergenz sozialer Phänomene sowie bezüglich der Kommunikation wechselseitig ergänzend die Begrifflichkeiten der jeweils anderen Position stärkt.

2. Problemfelder und aktuelle Debatten

Gegenüber den eher breit angelegten theoretischen Zugängen bearbeiten die im zweiten Kapitel versammelten Beiträge gesonderte Probleme in der Diskussion um das Verhältnis von Soziologie und Phänomenologie. Das Spektrum reicht von Auseinandersetzungen mit Individualität und Intersubjektivität (1) über Probleme der Handlungstheorie (2) und der Rolle der Körpers (3) bis hin zu Fragen von Emergenz, Normativität und politischer Ordnung (4). In theoretischen und methodologischen Reflexionen loten die Autoren die mögliche Bedeutung der Phänomenologie für die Bearbeitung aktueller sozialwissenschaftlicher Problemfelder aus. Dabei erörtern sie das Erbe phänomenologischen Denkens in der Soziologie auch kritisch und verweisen auf neue Möglichkeiten, die Phänomenologie für die verschiedenen Gegenstandsbe-
reiche soziologischer Forschung und Theoriebildung fruchtbar zu machen bzw. sie mit Elementen anderer Denkansätze zu verbinden.

1. *Individualität und Intersubjektivität.* Vor dem Hintergrund der Intersubjektivitätstheorie bei Schütz wirft *Nico Lüdtke* polemisch zugespitzt die Frage auf, »ob die Phänomenologie den Anderen aus ihrer Theorie entlassen habe«. Mit der Intersubjektivitätsfrage diskutiert er zweifellos eines der Fundamentalprobleme jeder »verstehenden Soziologie« und konzentriert sich dabei vor allem auf die Haltung von Schütz gegenüber dem von Husserl vorgeschlagenen transzendentalphilosophischen Lösungsversuch, von dem Schütz sich bekanntlich schon früh distanziert hatte (vgl. Endreß 2006: 40). Da Schütz im Verlaufe seiner Arbeiten die Überzeugung gewinnt, dass auf dem von Husserl eingeschlagenen Weg keine Lösung zu finden ist, entwickelt er seinen mundanphänomenologischen Ansatz als ausdrückliche Alternative zur Transzendentalphilosophie. Mit seiner »Generalthesis der Reziprozität der Perspektiven« formuliert Schütz die Einsicht, dass das Fremdverstehen für die pragmatischen Ansprüche alltäglichen Handelns in der Regel von den Alltagshandelnden selber als bereits gelöst angesehen wird. Seine Ausarbeitungen folgen dieser Einsicht und transportieren sie auf die Ebene sozialwissenschaftlicher Theorie. Damit aber, so Lüdtke, entziehe Schütz' Mundanphänomenologie das Intersubjektivitätsproblem geradezu einer philosophischen Lösung. Auf andere, nämlich existenzialphänomenologische Weise widmet sich *Jens Bonnemann* dem Problemfeld von Intersubjektivität und Fremdheit. Er präsentiert eine Auseinandersetzung mit Jean-Paul Sartres Überlegungen zur Reziprozität in »Das Sein und das Nichts« (1991b [1943]), in denen dieser darlegt, dass Reziprozität und Symmetrie ausgeschlossen sind, weil die wahrnehmende Person entweder vom Anderen angeblickt, also objektiviert werde, oder ihrerseits den Anderen anblicke und diesen objektiviere. Bonnemann zeigt auf, dass Sartres phänomenologische Beschreibungen von einem ontologischen Dualismus durchdrungen sind, der für die starren Entgegensetzungen verantwortlich ist, die sich in »Das Sein und das Nichts« immer wieder abzeichnen. Mit der Erläuterung von Sartres regressiv-progressiver Methode wird demonstriert, wie die Schichten heterogener und aufeinander irreduzierbarer Bedeutungen, die sich mittels dieser Methode, letztlich aber auch durch die Verfahren von Soziologie und Psychoanalyse auf-
tun, totalisiert, d. h. zu Teilen eines Ganzen zusammengefügt werden können. Das individuelle Weltverhältnis des phänomenologisch Reflektierenden soll, so Bonnemann, nicht als transintelligibel zu den Akten gelegt werden, da der Übergang zwischen den objektiven Ausgangsbedingungen und der individuellen Objektivation nur vermittels imaginierender Empathie zu erschließen sei. Deshalb komme auch den Interpretationen in Sartres Flaubert-Analyse ein sehr spezifischer Wahrheitsgehalt zu.

2. *Phänomenologie und Handlungstheorie.* Das Problem des Fremdverstehens bildet auch den Ausgangspunkt von *Ingo Schulz-Schaeffer* in seiner Auseinandersetzung mit der phänomenologisch orientierten Theorie des Handelns. Eine fundamentale Bestimmung der phänomenologisch begründeten Handlungstheorie besteht in der Aussage, der Handelnde sei »die letzte Instanz, die zu entscheiden hat, ob er in einem gegebenen Fall gehandelt hat oder nicht«

(Schütz & Luckmann 1984: 18, vgl. ebd.: 15ff, 113). Schulz-Schaeffer vertritt die entgegengesetzte Position und argumentiert für die Zuschreibung von *alter* auf *ego* als Konstitutivmerkmal der soziologischen Handlungstheorie. Er behauptet, die Vorgegebenheit intersubjektiver, insbesondere gesellschaftlich objektivierter Typisierungen sei nicht nur abgeleitete, sondern konstitutive Bedingung der Möglichkeit, mit Handlungen auf Handlungen reagieren zu können, d. h. auf vergangene oder zukünftig antizipierte Erzeugnisse fremden Handelns. Folglich müsse die Handlungstheorie der phänomenologischen Soziologie dahingehend erweitert werden, dass Handlungsdeutungen in konstitutiver Weise den Aspekt der Handlungszuschreibung besitzen. Um die Handlungszuschreibung als integralen Aspekt der Theorie sozialen Handelns zu etablieren, synthetisiert Schulz-Schaeffer die phänomenologisch begründete Sozialtheorie von Schütz und Luckmann mit Elementen aus George Herbert Meads Sozialbehaviorismus und Talcott Parsons' voluntaristischer Handlungstheorie sowie den Theorien Rationaler Wahl von James Coleman und Hartmut Esser. An eine andere Diskurstradition anschließend nimmt *Gregor Bongaerts* die Beteiligung phänomenologischer Positionen an der Debatte um die Leistungsfähigkeit und Aktualität einer soziologischen Handlungstheorie auf. Er verlängert die Diskussion in die Gegenwart, indem er die theoretische Perspektive der so genannten Praxistheorien erörtert und in Bezug zur phänomenologisch fundierten Handlungstheorie bei Schütz stellt. Der Sammelbegriff der Praxistheorien vereint recht verschiedene Theorieansätze, die sich unter dem Signum des jüngst ausgerufenen »Practice Turn« als ausdrückliche Alternativen zu traditionellen soziologischen Handlungs- und Strukturtheorien präsentieren. So verschieden diese Ansätze im Detail auch sein mögen, kennzeichnet sie allesamt die verstärkte Hinwendung zum »impliziten« Wissen, zur Tätigkeit im Vollzug, zu Kreativität, Körperlichkeit, Materialität und Kontextualisierung. Dabei verstehen sie das Konzept sozialer Praktiken als expliziten Gegenentwurf zur intentionalistischen und subjektivistischen Konzeption einer handlungstheoretisch fundierten Soziologie. Bongaerts ist es nicht allein darum getan zu zeigen, dass die Kritik der Praxistheorien an der Phänomenologie auf einer stark verkürzten Rezeption beruht, sondern er stellt seinerseits eine praxistheoretische Modifikation der Mundanphänomenologie vor. Hierfür erarbeitet er mit Maurice Merleau-Ponty zunächst eine leibphänomenologisch hergeleitete alternative Matrix der sozialen Welt, um dann anhand der Differenz von Gewohnheit und Routine die kategorialen Unterschiede von Theorien sozialer Praxis zu verdeutlichen, die einerseits von Handeln und Handlung im Sinne von Schütz ausgehen und andererseits von leiblich verankerter habituellem Praxis im Sinne von Maurice Merleau-Ponty und Pierre Bourdieu. Problematisiert wird dabei, wie die vor allem nicht-bewussten Prozesse des leiblich-praktischen Einübens und Hervorbringens von sozialen Sinnzusammenhängen, die den Handelnden in der Alltagswelt unverfügbar sind, mit dem Schützischen Instrumentarium rekonstruiert werden können.

3. *Der Körper im Erfahrungsraum und die Emergenz sozialer Ordnung.* Mit der Schwerpunktverlagerung des Handelns vom tendenziellen Mentalismus der Zuschreibung oder der Intentionalität zur Praxis als Ausführungsdimension in Zeit und Raum gewinnen Leib und Körper gegenüber den Bewusstseinsvorgängen eine verstärkte Beachtung. Aus Perspektive einer phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie widmet sich *Jürgen Raab* der Darstellung des Körpers in den technischen Medien. Dabei nehmen die Begriffe der Präsentation und der Präsenz einen zentralen Bezugspunkt der Theorieanlage ein. Das Interesse richtet sich auf den Konnex von Körperlichkeit und Ausdruck und auf die neuen Handlungs- und Deutungsanforderungen von audiovisuellen Selbstinszenierungen, wobei jene Vorgänge des Sinnverstehens sozialen Handelns und der Fremdtypisierung im Zentrum stehen, in denen unmittelbar sinnlich Gegebenes mit Nichtgegebenem zu Ganzheitskonstruktionen aufgefüllt werden. Für seine Konzeption einer körperbezogenen Wissenssoziologie verbindet Raab die Leibphänomenologie Merleau-Pontys und die von Georg Simmel, Erving Goffman sowie Peter L. Berger und Thomas Luckmann initiierte wissenssoziologische Einlassung auf den Körper mit entsprechenden Ansätzen bei Helmuth Plessner, Walter Benjamin und Hans Ulrich Gumbrecht. Ambitioniert

präsentieren sich die beiden nachfolgenden Beiträge in ihrem Bemühen um weit über den bestehenden Rahmen der Phänomenologie hinausweisende Theorieinnovationen. *Michael Kauppert* unterbreitet in seinem Beitrag nicht weniger als einen Vorschlag zur Transformation des Lebenswelttheorems und beabsichtigt damit mehr als nur aufzuzeigen, auf welche Weise die Lebensweltphänomenologie von Edmund Husserl und von Alfred Schütz in der Soziologie als Theorieressource genutzt werden kann. Seine Darstellung der Lebensweltkonzepte von Husserl und Schütz mündet in der Kritik, dass in beiden Versionen kein empirischer Erfahrungszusammenhang beschrieben werde. Kauppert schlägt vor, den Begriff und das Konzept des »konjunktiven Erfahrungsraums« als soziologisch nutzbaren Nachfolger des Lebensweltkonzepts anzusehen. Darin erkennt Kauppert in dreierlei Hinsicht einen Vorteil. Erstens greift er den Erfahrungsraum im Unterschied zur Lebenswelt nicht als extraempirischen, sondern als einen in der menschlichen Erfahrung verankerten Raum. Da das Wissen eines Erfahrungssubjektes in dessen eigenem Erfahrungsraum aufbewahrt wird, kann dieses Wissen von ihm selbst repräsentiert, d. h. als Geschichte seiner Erfahrungsbildung erzählt werden. In methodischer Hinsicht bestehe ein zweiter Vorteil demnach darin, dass die Biographieforschung einen methodischen Zugang zum Erfahrungsraum eröffne. Schließlich weise das dezidiert auf einen überindividuellen Erfahrungszusammenhang angelegte Konzept des »konjunktiven Erfahrungsraums« im Verstande induktiv erschlossener, gleichwohl aber sozialräumlich stabiler Strukturen drittens einen Ausweg aus der scheinbar ausgewogenen Alternative zwischen Universalismus und Geschichte. Eine mindestens ebenso elegante Lösung eines harten und beständigen Problems soziologischer Theorie bietet *Jochim Renn*. Sein Beitrag adressiert die für die Sozialtheorie fundamentale Unterscheidung von Ordnungsebenen (Mikro-Meso-Makro) und kritisiert die bisherigen Ausarbeitungen zum Phänomen der Emergenz. Die Identifikation von Emergenz als Phänomen der Selbstorganisation kennzeichnet Renn als mystifiziertes Selbstmissverständnis und argumentiert demgegenüber, die Analyse der Emergenz sei notwendig auf das Problem der Perspektive verwiesen, der eine Art von Übersetzung unterliege. Wenn Emergenz nicht lediglich die postfaktische Verunmöglichung einer Rückrechnung von Ursachen für die Entstehung neuer Strukturen darstellen soll, sei es erforderlich, sich von der problematischen Annahme eines exterritorialen Standpunktes zu lösen. Renn schlägt deshalb konsequenterweise vor, Emergenz mithilfe phänomenologischer Konstitutionsanalysen neu zu beschreiben, welche vor allem die Zeitlichkeit stärker in den Blickpunkt rücken. »Dass überhaupt etwas emergiert, setzt darum voraus, dass ein Rekonstrukteur zwischen den »Ekstasen der Gegenwart« mit Bezug auf den Emergenzpunkt, auf die »Gegenwart« des Umschlags unterscheidet«, formuliert er und akzentuiert damit die Rückbindung dieses Strukturgenesephänomens an die Beobachtung durch jemanden.

4. *Normative Praxis und politische Ordnung.* Die letzten drei Beiträge des zweiten Buckkaptels widmen sich Problemen in der Sphäre moralischer und politischer Ordnungen. Mit Wissen und Normativität bringt *Peter Stegmaier* zwei zentrale Bezugspunkte wissenssoziologischen Denkens miteinander in die Diskussion. Grundlage hierfür bilden ihm die theoretischen Überlegungen zur interaktiven, symbolisch vermittelten Aushandlung von Werten bei George H. Mead und Hans Joas einerseits sowie die bei Schütz protosoziologisch angelegten und von Luckmann auch in empirischen Studien vorangetriebenen Untersuchungen zur Konstitution und sozialen Konstruktion von Moral andererseits. Der Beitrag wirft die Frage auf, wie normative Ordnungskonstruktionen sozial erarbeitet und aktualisiert, stabilisiert und verändert werden. Die Antwort, die Stegmaier gibt, lautet, dass die Untersuchung der sozialen Konstruktion von Normativität um die Einbeziehung phänomenologischer Konstitutionsanalysen des Wissens um Werte und Moralen nicht umhin komme. Bezogen auf die von Luckmann sogenannte »Proto-Moral« bietet Stegmaier die Unterscheidung von »identifizierender« und »valuierender« Differenzierung an, durch welche Handlungen anderer Akteure von ego nach übersituativen Kriterien geordnet und auch immer wieder umbewertet würden. In soziologischer Hinsicht, so

zeigt Stegmaier am Beispiel »intermediärer Bewertung« in der Rechtspraxis, sei die kognitive Ordnung des Normativen ebenfalls stets mehrschichtig und in Bewegung. Der Beitrag umreißt, wenn konsequenterweise von der »Plastizität des Normativen in der sozialen Praxis« die Rede ist, zugleich den Rahmen für die empirische Erforschung eines normativen, insbesondere juristischen Handelns, das sich angesichts des Problems der Auslegung im Dazwischen von Normtreue und Normveränderung, von Entscheidungsentlastungen und Verhaltenserwartungen bewegt.

Dirk Tänzler schlägt mit seinem Beitrag zur Repräsentationsproblematik die Brücke zwischen der Phänomenologie und einer Soziologie des Politischen. Vor dem Hintergrund der vor allem in den Politik- und Medienwissenschaften vertretenen These einer zunehmenden Auflösung des Politischen in der Mediendemokratie plädiert er für ein Verständnis des Politischen, das sich weder auf Ästhetik als Inszenierung schönen Scheins noch auf Pragmatik als rationalem Entscheidungshandeln und Machtstreben verkürzen lässt. Mit dem Begriff der Repräsentation soll das für das politische Handeln unaufkündbare Spannungsverhältnis aus Pragmatik und Ästhetik kategorial erfasst und zudem die Fruchtbarkeit der Verknüpfung phänomenologischer Beschreibungen menschlicher Sinnsetzungs- und Sinndeutungsvorgänge mit soziologischer Rekonstruktionsarbeit und Typenbildung für die Untersuchung politischen Handelns aufgezeigt werden. Tänzlers Argument lautet, dass das Politische immer zugleich Repräsentation ist und im performativen, nämlich symbolisch vermittelten Handeln als Repräsentation dargestellt und damit hergestellt wird. Denn aller Wahrnehmung, aller Deutung und allem symbolischen Handeln liege die von Husserl beschriebene Bewusstseinsleistung der Appräsentation zugrunde, die Alfred Schütz und in der Folge Thomas Luckmann und Hans-Georg Söeffner für ihre Max Weber ergänzenden Theorien sozialen Handelns soziologisch wendeten. Der Autor schlägt vor, das Politische als alltagstranszendente Wirklichkeit, mithin als symbolische Ordnung zu begreifen, die allein als Repräsentiertes und in der Repräsentation existiert, folglich nur über symbolische, sinnlich wahrnehmbare Handlungen oder Handlungsmanifestationen sozial zu vermitteln, zu legitimieren und letztlich analytisch zu rekonstruieren ist. Der Zusammenhang von Politik, Transzendenz und Legitimität bildet auch den Gegenstand des Beitrags von *Thilo Raufer*. Er richtet sein Augenmerk aber zugleich auf Methodenfragen, die sich augenblicklich stellen, wenn die phänomenologisch informierte empirische Sozialforschung als Prozess begriffen wird, der zwischen phänomenologisch-theoretischer Konstitutionsanalyse und empirischer (Re-)Konstruktionsanalyse iterativ oszilliert. Das Politische, das sich aus phänomenologischer Sicht als Redefinition der Reziprozität der Akteursperspektiven und deren Rückbindung an alltagstranszendente Deutungsschemata verstehen lässt (vgl. Srubar 1999), erscheint auf der Konstruktionsebene als historisch-spezifisches Legitimitäts- und Legitimationsproblem konkret situierter politischer Akteure in einer institutionell und ideell strukturierten Umwelt und kann dort als solches erforscht werden. Um solcherart Analysen durchzuführen, bedarf es konstitutionsanalytischer Überlegungen, die dann wiederum in die Rekonstruktion der historischen Konstruktionen des Politischen, mithin der historischen Wirklichkeit des Politischen selbst, münden. Im Ergebnis lassen sich so Anhaltspunkte für eine theoretisch und empirisch abgesicherte Theorie des Politischen gewinnen, die an die lebensweltliche Erfahrung der politischen Akteure rückgebunden bleibt. Ganz im Sinne einer empirisch begründeten Theoriebildung spricht sich Raufer deshalb dafür aus, phänomenologische Analysen als Orientierungsgeber, Suchoption und Kontrollinstanz für die empirische Forschung zu nutzen.

3. Methodische Reflexionen und Analysen

Die Beiträge des dritten Buchkapitels vermitteln Einblicke in die methodischen Ansätze und Arbeitsweisen der phänomenologisch fundierten Sozialforschung. Die Forschungsbeispiele und materialen Analysen zu höchst unterschiedlichen »Gegenständen« illustrieren nicht nur die vielfältigen Anwendungsbereiche, sondern reflektieren vor allem auf die konkreten Umsetzun-

gen und die zu erprobenden Weiterentwicklungen phänomenologisch begründeter, empirisch-analytischer Zugänge zu sozialen Wirklichkeitskonstruktionen. Eingangs wird die Notwendigkeit der (Rück-)Koppelung wissenssoziologischer Theoriebildung an die phänomenologisch orientierte Sozialforschung erörtert und anhand konkreter Fallbeispiele exemplifiziert (1). Im Anschluss stellen mehrere Autoren die phänomenologische Methode in verschiedener Hinsicht als Ergänzung und Korrektiv für die Erhebung und Interpretation sozialwissenschaftlicher Daten vor (2), bevor die menschliche Sinneswahrnehmung anhand der Beispiele von Sehen und Hören als Untersuchungsgebiete präsentiert werden, die nach wie vor eine der großen Herausforderungen für die phänomenologisch orientierte Sozialforschung darstellen (3).

1. *Fallbeispiele phänomenologisch fundierter Theoriebildung.* In einer phänomenologisch-soziologischen Parallelaktion beschreibt *Jochen Dreher* allgemeine Prinzipien der Konstruktion und Konstitution des Phänomens der Freundschaft. Während Dreher durchaus davon ausgeht, dass aus methodologischer Perspektive beide Positionen zwar als völlig unterschiedlich zu verstehen sind, zeigt er, dass sie dennoch in gegenseitiger Bezugnahme als Korrektiv füreinander wirken können (vgl. Dreher 2007). In Anlehnung an die Vorgehensweise von Thomas Luckmann in »Über Grenzen der Sozialwelt« (Luckmann 2007) konfrontiert Dreher soziologische Erkenntnisse hinsichtlich der Konstruktion von Freundschaft mit phänomenologischen, genauer gesagt protosoziologischen Beschreibungen dieses Phänomens. Anknüpfend an Husserls Überlegungen zur phänomenologischen Reduktion (vgl. Husserl 1992) arbeitet er drei unterschiedliche, sich auf intersubjektive Zusammenhänge beziehende Reduktionsebenen der Konstruktion und Konstitution von Freundschaft aus: Zum einen wird die »sozio-eidetische Reduktion der Konstruktion von Freundschaft«, daraufhin die »Strukturebene der symbolischen Konstitution von Freundschaft« und abschließend die »Reduktionsstufe der sinnlichen Empfindung der Leiblichkeit des Anderen« entworfen. Dergestalt macht Dreher deutlich, dass nicht nur sozio-historische Bedingungen der Herausbildung von Freundschaften soziologisch nachgezeichnet werden können, sondern sich darüber hinaus die Möglichkeit eröffnet, das soziale Phänomen der Freundschaft konstitutionstheoretisch zu reflektieren. *Dariusz Zifonun* geht von einer Kluft zwischen grundagentheoretischen Überlegungen und empirisch-wissenssoziologischem Forschungsbedarf aus, die es zu überbrücken gelte. Sein Vorschlag für eine soziologische Theorie des Ambivalenzmanagements verharret deshalb nicht auf abstrakten Theoretisierungen, sondern gründet auf ethnographischen Felduntersuchungen im sozialen Milieu eines von Einwanderern betriebenen Fußballvereins. Die Fallanalyse rekonstruiert die symbolischen Ausdrucksformen und Weltdeutungen der Akteure ebenso wie ihren Umgang mit konkurrierenden normativen Anforderungen. Sie fördert zutage, dass Ambivalenzen, Widersprüche und Konflikte weder durch Anpassungen an die Dominanzkultur abgefedert, noch durch Verallgemeinerung universalistischer Normen und Weltdeutungen eingegebenet oder gar in der Akzentuierung ethnischer Stereotype als Gegenwelten radikalisiert werden. Da Integration, Assimilation und Segregation keine einander ausschließenden Alternativen darstellen, konstatiert Zifonun einen unaufhebbar ambivalenten Charakter aller in dieser sozialen Welt entworfenen Lösungen. Er interpretiert das Nebeneinander augenscheinlich unvereinbarer Gegensätze idealtypisch als Kernelemente der untersuchten Sozialform und plädiert im Ergebnis für eine ambivalenzsensible Gesellschaftstheorie, die sich ethnographisch-empirisch gegen theoretisch-systematische Vereinheitlichungsneigungen imprägniert. Auch *Tobias Röhl* gibt mit seinem Beitrag ein Beispiel, wie sich der mundanphänomenologische Ansatz in die aktuelle Forschung einbringen lässt. Seine Fallstudie zu einem offensichtlichen, wenngleich wenig beachteten Phänomen der Gegenwartskultur führt die Verwandtschaft der Phänomenologie mit der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik plastisch vor Augen. Gestützt auf den Symbolbegriff von Alfred Schütz und Thomas Luckmann untersucht Röhl private Erinnerungsmale für Unfalltote am Straßenrand, so genannte »roadside memorials«. Röhl argumentiert, dass solche Erscheinungsformen als Symbole zu interpretieren sind, die der Wiederherstellung jener alltäglichen

Ordnung zuarbeiten, die durch den Unfalltod eines nahestehenden Menschen erschüttert wird. Insbesondere für thanatosoziologische Forschungen ist der Beitrag relevant, belegt er doch die mit der These von der Subjektivierung des Todes in Einklang stehende Aneignung und privatistische Veränderung tradierter Symbolbestände.

2. *Die phänomenologische Methode als Ergänzung und Korrektiv empirischer Sozialforschung.* Mit der Ergänzung und Verfeinerung der Praxis sozialwissenschaftlicher Forschung, ihrer Verfahren zur Datengenerierung und Datenanalyse durch die Phänomenologie, befassen sich die folgenden fünf Beiträge. Zunächst prüft *Sebastian Deterding* die psychologische Methode der Introspektion auf ihre Anschlussfähigkeit an die philosophisch-sozialwissenschaftliche Introspektion der Phänomenologie. Als introspektiv gelten ihm dabei Verfahren wie das Lautdenken und die Protokollanalyse, das ›Descriptive Experience Sampling‹ und die ›Systematic Self-Observation‹ sowie verschiedene gruppengestützte dialogische Vorgehensweisen. Den kleinsten gemeinsamen Nenner von psychologischer und phänomenologischer Introspektion bilde die Einsicht, dass das bewusste Erleben nie vollständig zu erfassen sei, weil kulturelle Codierungen, Rationalisierungen und Rechtfertigungen stets »mitlaufen« und in die Erfahrung eingehen. Da dies aber generell für jede Datenart gelte, sei der Sachverhalt einfach in Rechnung zu stellen und von Objektivitäts- und Reliabilitätsvorstellungen Abstand zu nehmen, die für Analysen sozialer Prozesse ohnehin nicht tauglich seien. Abschließend empfiehlt der Autor die psychologische Introspektion der Phänomenologie als Ergänzung, biete sie doch eine breite Palette naturwissenschaftlich gesicherter Erkenntnisse und Verfahrensweisen. Deterdings Position stehen der Ansatz und die Argumentation von *Michaela Pfadenhauer* diametral entgegen, erachtet sie doch die phänomenologische Methode als Lösung für das Problem, die dem Bewusstsein gegebenen Inhalte aus ihren sozialen, kulturellen und historischen Überformungen herauszuschälen. Am Beispiel von subjektiven Erlebensdaten zeigt Pfadenhauer, wie sich ein Phänomen (hier: kompetentes Organisieren) unter Einsatz der phänomenologischen Methode abstrahierend beschreiben lässt – ansetzend an als einschlägig typisierten subjektiven Erfahrungen (hier: des Organisierens wissenschaftlicher Tagungen) und, im Sinne eidetischer Variationen unter Nutzung unterschiedlicher Datensorten aus ethnographischen Studien (über verschiedene Varianten der Organisation von Events), hinarbeitend auf deren transsubjektiv »wesentliche« bzw. auf deren verallgemeinerbare Strukturen. Der Ertrag des hiermit vorgeschlagenen ›Doing Phenomenology‹ als einem die lebensweltanalytische Ethnographie ergänzenden Verfahren im Umgang mit aus beobachtender Teilnahme gewonnenen Daten ist ein möglichst genauer und eindeutiger, d. h. analytisch brauchbarer allgemeiner Begriff (hier: von Organisieren und einer dieses betreffenden Kompetenz) als notwendige Voraussetzung für jede Theoriearbeit. An diese Problematik schließt *Margarete Kusenbach* mit ihrer Vorstellung des ›Go-Along‹ als innovativem methodischem Werkzeug für eine phänomenologisch inspirierte, ethnographische Forschungspraxis an. Ihre Intention ist es, die Phänomenologie aus ihrer theoretischen Ecke herauszulocken und so der ethnographischen Forschung mehr Tiefe und Substanz zu verleihen. ›Go Alongs‹, bei denen die Forscher ihre Interviewpartner bei alltäglichen Bewegungen durch deren soziale Milieus begleiten, sollen sich zur Erhebung von Wahrnehmungsprozessen und biographischen Zusammenhängen eignen, die der sozialwissenschaftlichen Datenproduktion in der Regel entgehen. Damit unterscheide sich das Erhebungsinstrument von traditionellen empirischen Techniken wie der Beobachtung und dem Interview durch eine gänzlich andere Haltung und Perspektive des Forschers während der Datengenerierung. Kusenbachs Darlegungen gründen sich auf empirische Feldforschungen, die sie seit Ende der neunziger Jahre in den USA durchführt. Der Aufsatz von *Thorsten Berndt* weist thematisch in die gleiche Richtung, rückt aber die Beobachtungskompetenz des Interviewers während seiner Erhebungsarbeit in den Mittelpunkt. Berndt schlägt vor, die Praxis qualitativer Interviewführung unter dem Begriff des ›beobachtenden Interviews‹ strukturell und systematisch um Beobachtungsdaten zu ergänzen. Der Beitrag bereitet sein methodologisches Fundament zunächst

entlang der Frage, wie die Datengenerierung in »beobachtenden Interviews« mit Alfred Schütz relevanztheoretisch zu begründen ist. Hierfür, und um die entscheidenden Aspekte dieser Forschungshaltung reflexiv zu diskutieren, exemplifiziert er die Methode anhand eines konkreten Fallbeispiels aus der eigenen Forschungspraxis, bevor er die Überlegungen schließlich auf das qualitative Interview hin generalisiert.

3. *Die visuelle und akustische Wahrnehmung als Untersuchungsgebiete der phänomenologisch orientierten Sozialforschung.* Die den Band beschließenden Abhandlungen beschäftigen sich mit den menschlichen Sinnen, mithin mit einem geradezu »klassischen« Thema der Phänomenologie (Merleau-Ponty 1966). Zwar stößt die Erforschung der sinnlichen Wahrnehmung und ihrer sozialen Bedeutung – nicht zuletzt aufgrund der aktuell boomenden Körpersoziologie – auch in den Sozialwissenschaften zunehmend auf Interesse. Nach wie vor aber bereiten die Sinne und der Körper große methodische Probleme, die anzugehen das geteilte Anliegen der vier Beiträge ist. Unter dieser Zielvorgabe fokussieren zwei Texte aus unterschiedlicher Blickrichtung auf das Sehen, während sich die beiden anderen aus nicht minder verschiedenen Interessenslagen dem Hören zuwenden. *Ronald Kurt* diskutiert, ob und an welchen Stellen Phänomenologie und Hermeneutik sich als Verfahrensweisen wissenschaftlicher Erkenntnis ergänzen können. Als Sinn rekonstruierende Zeicheninterpretation einerseits und als Phänomenologie des Bewusstseinslebens andererseits ist es der Hermeneutik um die Betonung der Subjektivität, Intentionalität und Perspektivität im Interpretationsprozess genauso getan, wie um deren methodische Kontrolle. Anhand der visuellen Wahrnehmung will der Autor zeigen, wie die Hermeneutik als sozialwissenschaftliche und phänomenologische Deutungsarbeit alltägliche Voreingenommenheiten – hier, die Wahrnehmungstätigkeit des Auges – systematisch und produktiv einer für den wissenschaftlichen Verstehensprozess notwendigen Kritik und einem Zweifel unterzieht. Kurts von Husserls Analysen zum Bildbewusstsein ausgehendes sowie eng an Erwin Panofsky und Max Imdahl sich anlehndes, dreistufiges Analysemodell soll Interpretieren in den Stand versetzen, Zugang zu den verschiedenen Sinndimensionen bildlicher Darstellungen zu finden. Vergleichbar Konrad Fiedlers und Heinrich Wölfflins Begriff der Anschauung wird für eine »Methode des Hinsehens« plädiert, in der sich die Leistungen von Hermeneutik und Phänomenologie addieren, im wahrsten Sinne »übersehene« Aspekte von Verstehensgegenständen in ihrer Sinn konstituierenden Funktion erkennbar zu machen. Einen gänzlich anderen Zugang zum Sehen wählt *Anne Honer*. Eine plötzliche, unfreiwillige und rätselhafte, daher zutiefst beunruhigende Selbsterfahrung dient ihr als Einstieg zu den Grundfragen und als Exemplerum für die Grundprobleme der Phänomenologie. Der Teilverlust ihres Sehsinns bringt für die Autorin jene Weltsicht, die sie – und wir – gemeinhin »naiv« für gesichert und »objektiv« für wirklich annehmen, ins Schwanken: sie klammert sich buchstäblich ein, weicht zurück und schottet sich ab, gerät dergestalt aber erst in den Griff der Reflexion. Die luzide Beschreibung der Krise in ihren Stadien und ihren sich wandelnden Aspekten löst aber nicht nur anschaulich ein, was die phänomenologische Konstitutionsanalyse zu leisten beansprucht: den systematischen Abbau aller Verständnisroutinen durch die Einnahme einer im Vergleich zur Alltagseinstellung »widernatürlichen« Haltung. Der Beitrag verwendet auch viel Energie darauf zu rekonstruieren, dass und vor allem wie die Einschränkung der sinnlichen Wahrnehmung ein verändertes Körperverhältnis mit sich bringt, wie es zur Übertragung von Verantwortlichkeiten in Expertenhande und sogar zu Akten der Selbststigmatisierung kommt. Der Zugriff der Gesellschaft in Gestalt medizinischer Auflagen, Zurichtungen und Eingriffe verspricht zwar Außenhalt und Stützung, doch augenblicklich verleiht er dem »natürlich« Aufgelegten zusätzliches Gewicht. Aufgrund dieser Einsichten fordert Honer den verstärkten Einsatz phänomenologischer Empirie in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen sich ausdifferenzierender Gesellschaften, vor allem unter den Vorzeichen der bereits spürbaren demografischen Entwicklung, der mit ihr einhergehenden wachsenden Zahl von Demenzerkrankungen sowie der zunehmenden Tolerierung von der »Standardnormalität« abweichender Körper. *Silvana*

Figueroa-Dreher behandelt den Phänomenbereich musikalischen Improvisierens vor dem Hintergrund der phänomenologisch begründeten Handlungstheorie und weist damit in Richtung einer der nach wie vor großen methodischen Herausforderungen der interpretativen Sozialforschung. Im Kern ihrer Arbeit steht die Frage nach der Entstehung des Neuen in sozialem Handeln. Für die Erforschung der Prozesse schöpferischen, insbesondere improvisierenden Handelns bilde die von Alfred Schütz und Thomas Luckmann entwickelte Handlungstheorie zwar eine fruchtbare, jedoch keine hinreichende Grundlage. Statt wie Schütz und Luckmann von der Preeminenz und Omnipräsenz eines Handlungsziels auszugehen, liefere die Improvisation ein Anschauungsbeispiel für den weitestgehend unmittelbaren Ausdruck von Impulsen, die jedoch auf die gleichfalls impulsiven Ausdruckshandlungen der Mitmusizierenden hin abgestimmt, also situativ angepasst sein müssen. *Figueroa-Dreher* betont aber nicht nur das Moment der Gegenwartsorientierung beim Improvisieren gegenüber der Luckmannschen Zukunftsorientierung, die dieser im Entwurfcharakter des Handelns anlegt. Sie geht sogar soweit, in Frage zu stellen, dass Menschen, um agieren zu können, ihr Handeln notwendig weitgreifend vorentwerfen müssen, denn das Improvisieren verlange ja gerade, sich nicht auf einen vorfabrizierten Handlungsbogen festzulegen. Ihre Analysen der Handlungspraktiken im Free Jazz gäben darüber hinaus zu erkennen, dass alles menschliche Handeln improvisierende Anteile enthalte. Einschränkend gelte jedoch, dass Improvisationen keine gänzlich anderen Ordnungen schaffen, sondern vorhandene Ordnungskonstruktionen partiell auflösen, um sie für Neuentwürfe umzugestalten und anders zu kombinieren. Wie zuvor Anne Honer eröffnet auch *Siegfried Saerberg* seinen Beitrag mit der Schilderung einer Krisenerfahrung. Ein unvermittelt sich einstellendes und zunächst weder zu identifizierendes noch zu lokalisierendes Geräusch liefert den Auftakt nicht nur für eine kleine Phänomenologie subjektiver Wahrnehmung, sondern vor allem zur Rekonstruktion der sozialen Kommunikation über ein akustisches Phänomen. Anschaulich gelingt es Saerberg zu zeigen, wie das wahrnehmende Subjekt mit einem Interaktionspartner gewissermaßen eine Geräusch-Musik anstimmt und aufführt, um den akustischen Sinneseindruck zum Thema gemeinsamen Sprechens, Hörens, Interpretierens und schließlich auch Handelns zu machen. Anhand des empirischen Fallbeispiels stellt er das Wechselverhältnis zwischen der formalen Matrix subjektiver Weltorientierung einerseits und deren inhaltlicher Konstruktion und Ausgestaltung in soziohistorischen und kulturellen Kontexten andererseits heraus. Mit seinem Konzept vom »Wahrnehmungsstil« schlägt Saerberg schließlich einen Handlungstypus vor, bei dem die leiblich-sinnliche Wahrnehmung die Raum-, Zeit- und Weltkonstitution alltäglicher Erfahrungen maßgeblich mitforme. Er verweist hierbei sowohl auf Ausnahmen von der unter anderem durch Georg Simmel (1992) und Helmuth Plessner (1980) vertretenen Prävalenz des Auges als auch auf die Möglichkeit der wahrnehmungsbedingten Weiterentwicklung allgemeiner Sinnstrukturen durch Begegnungen mit neuen Interaktionspartnern.

Beweggründe des Projektes und Danksagungen

Wir hatten eingangs angemerkt, dass die Mehrzahl der Beiträge auf zwei Tagungsveranstaltungen zurückgeht, welche die Herausgeber als »Arbeitskreis Phänomenologie« innerhalb der DGS-Sektion »Wissenssoziologie« organisierten und durchführten. Die erste Tagung, »Sozialwissenschaftliche Potentiale der Phänomenologie«, wurde im Februar 2005 an der Universität Konstanz abgehalten, die zweite stand unter dem Titel »Die phänomenologische (Neu-)Begründung von Sozialtheorie und Sozialforschung« und fand im Februar 2006 in Berlin statt (vgl. Schnettler & Raab 2005, Raab 2006). Die lebhaften und bemerkenswert kontrovers geführten Diskussionen, die wir auf beiden Veranstaltungen führen und mitverfolgen durften, demonstrierten die Aktualität der Thematik und gaben den Anstoß zu diesem Band. Denn sie ließen erkennen, dass die Erörterung jenes als äußerst spannungsreich sich erweisenden Verhältnisses von Phä-

nomenologie und Soziologie ganz offensichtlich Geistes- und Sozialwissenschaftler aus sehr unterschiedlichen Traditionen nicht nur zusammenzuführen und miteinander ins Gespräch zu bringen vermag, sondern dass der Austausch von Ansätzen und Analysen, Einsichten, Argumenten und Problemen vor allem zweierlei bewirkte. Die Diskussionen offenbarten und belegten zuallererst das hohe und – wie sich wiederholt an unterschiedlichen Stellen zeigte – unverzichtbare Anschluss- und Anregungspotenzial der Phänomenologie für die aktuelle empirische Sozialforschung und soziologische Theoriearbeit. Zwar ist die Phänomenologie zweifellos eine Zumutung für die Sozialtheorie, offenkundig aber eine überaus produktive. Lassen doch gerade diejenigen Positionen, welche die Phänomenologie kritisch befragen, deren kontinuierliche theoretische und in forschungsmethodische Bedeutsamkeit für die Soziologie erkennen. Neben der Chance zur Bestandsaufnahme und zur wechselseitigen Ergänzung und Korrektur der Überlegungen, Verfahren und Ergebnisse eröffnen die nun zu Abhandlungen geronnenen und hier niedergelegten Diskussionsbeiträge darüber hinaus ein breites Spektrum zukünftiger Forschungsthemen, derer sich kommende Unternehmungen in äußerst lebendiger Weise annehmen werden.

Bevor wir die Leser ihren eigenen Erkundungen und Folgerungen überlassen, möchten wir denjenigen unseren Dank aussprechen, ohne die dieses Buchprojekt in dieser Form und vor allem in diesem Zeitrahmen nicht hätte realisiert werden können. An erster Stelle danken wir den Autorinnen und Autoren, die unter knapp bemessenen zeitlichen und »räumlichen« Auflagen ihre Vorträge zu Texten ausarbeiteten oder für diese Publikation neue Aufsätze verfassten. Die zügige und reibungslose Fertigstellung des Bandes verdankt sich aber ebenso der Bereitschaft des Verlages für Sozialwissenschaften, namentlich Frank Engelhardt, sich nicht nur ohne Vorbehalt und voller Zuversicht auf dieses umfangreiche Projekt einzulassen, sondern es zudem auch tatkräftig zu unterstützen.

Die Herausgeber
Berlin, Karlsruhe, Konstanz, Luzern und Nijmegen
im Februar 2008

Literatur

- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1966), *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*, New York: Doubleday; dt. dies (1969), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.: Fischer
- Bühl, Walter L. (2002), *Phänomenologische Soziologie. Ein kritischer Überblick*, Konstanz: UVK
- Dreher, Jochen (2007), Konstitutionsprinzipien und kulturelle Differenz. Zur Analyse der Konstruktion kultureller Grenzbestimmungen in grundagentheoretischer Absicht, in: J. Dreher & P. Stegmaier (Hg.): *Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz. Grundagentheoretische Reflexionen*, Bielefeld: transcript, S. 127–148
- Eberle, Thomas S. (2000), *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur Verstehenden Soziologie*, Konstanz: UVK
- Endreß, Martin (2006), *Alfred Schütz*, Konstanz: UVK
- Goethe, Johann Wolfgang von (1982), *Maximen und Reflexionen*. Hamburger Ausgabe, Band XII, Hamburg, München: Beck
- Husserl, Edmund (1992 [1913]), *Ideen zu einer reinen Phänomenologie*. Gesammelte Schriften Bd. 5, Meiner: Hamburg
- Knoblauch, Hubert (1996), Soziologie als strenge Wissenschaft? Phänomenologie, kommunikative Wissenschaft und soziologische Methode, in: G. Preyer, G. Peter & A. Ulfig (Hg.), *Protosozologie im Kontext. »Lebenswelt« und »System« in Philosophie und Soziologie*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 93–105
- Knoblauch, Hubert (2007), Phänomenologisch fundierte Wissenssoziologie, in: R. Schützeichel (Hg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Konstanz: UVK, S. 118–126
- Kurt, Ronald (2002), *Menschenbild und Methode der Sozialphänomenologie*, Konstanz: UVK

- Luckmann, Thomas (2007 [1970]), Über die Grenzen der Sozialwelt, in ders.: *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft*, Konstanz: UVK, S. 62–90
- Luckmann, Thomas (2007a [1973]), Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation, in ders., *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protozoziologie*, Konstanz: UVK, S. 91–111
- Luckmann, Thomas (2007b [1973]), Philosophie, Sozialwissenschaft und Alltagsleben, in ders., *Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protozoziologie*, Konstanz: UVK, S. 22–61
- Luhmann, Niklas (1996), *Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie*, Wien: Picus
- Merleau-Ponty, Maurice (1966 [1945]), *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: de Gruyter
- Pessoa, Fernando (1989), *Alberto Caeiro – Dichtungen. Ricardo Reis – Oden*, Frankfurt a. M.: Fischer
- Plessner, Helmuth (1980), *Anthropologie der Sinne. Gesammelte Schriften Bd. III*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Plessner, Helmuth (1982), *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*, Stuttgart: Reclam
- Raab, Jürgen (2006), Bericht über die Tagung »Die phänomenologische (Neu-)Begründung von Sozialtheorie und Sozialforschung« der DGS-Sektion Wissenssoziologie, *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, 3, S. 373–378
- Sartre, Jean-Paul (1991a [1947]), *Geschlossene Gesellschaft. Stück in einem Akt*. Gesammelte Werke, Theaterstücke Bd. 3, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Sartre, Jean-Paul (1991b [1943]), *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Gesammelte Werke, Philosophische Schriften Bd. 3, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Schnettler, Bernt & Jürgen Raab (2005), Bericht über die Tagung »Sozialwissenschaftliche Potentiale der Phänomenologie« der DGS-Sektion Wissenssoziologie, *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, 3, S. 353–357
- Schütz, Alfred & Thomas Luckmann (1984), *Strukturen der Lebenswelt, Bd. 2*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Schütz, Alfred & Thomas Luckmann (2003 [1979/1984]), *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz: UVK/UTB
- Simmel, Georg (1992 [1908]), Exkurs über die Soziologie der Sinne, in ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 722–742
- Srubar, Ilja (1999), Woher kommt »das Politische«? Zum Problem der Transzendenz in der Lebenswelt, in: A. Honer, R. Kurt & J. Reichertz (Hg.), *Diesseitsreligion. Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur*, Konstanz: UVK, S. 17–38
- Srubar, Ilja (2007), *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*, Wiesbaden: VS-Verlag
- Srubar, Ilja & Steven Vaitkus (Hg. 2003), *Phänomenologie und soziale Wirklichkeit. Entwicklungen und Arbeitsweisen*, Opladen: Leske + Budrich